

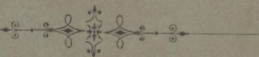
Conflicte.

R o m a n

von

E. L. Schack von Agar.

Erster Band.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1882.

Konflikte.

R o m a n

von

El. Schack von Agar.



Erster Band.



Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1882.

I. 4

Hell und goldig spielten und glitzerten die Sonnenstrahlen auf dem grünblauen Spiegel des Züricher Sees, während über die dahinter liegenden, wie mattes Silber glänzenden Alpen bereits dichte Nebelwolken zogen und die pitoresquen Contouren der schneeigen Spitzen von Zeit zu Zeit gänzlich verhüllten, um sie einige Augenblicke später, in desto größerer Klarheit wieder hervortreten zu lassen — ein wechselvolles Bild entzwindender und neuaufleuchtender Hoffnung!

Die blumengeschmückte Treppe des Hôtels „Bauer au Lac“ kam eine elegante Gesellschaft herab.

Der Major von Ahrenburg, der sonst den größten Theil des Jahres eine reizend gelegene Villa bei Dresden bewohnte, befand sich jetzt mit seiner Familie auf einer Sommerreise in der Schweiz. Er war ein

stättlicher Mann mit röthlich-blondem Haar und Bart, in den vierziger Jahren; seine mattgrauen Augen nahmen häufig etwas Stechendes an und der für gewöhnlich schlaffe Zug um den Mund wich oftmals einer plötzlich erwachenden Energie.

In diesem Momente geleitete er seine Schwiegermutter, Frau von Scheller, eine Dame von zartem, aristokratischem Aussehen, in dunkelgrauem Seidenkleide, an seinem Arme, jedoch nicht sorgfältig und chevaleresque — wie dies überhaupt nicht in seinem Wesen lag, sondern mit einer gewissen Nonchalance, weil ihm heute zufälliger Weise niemand Anderes diese ihm eigentlich lästige Artigkeit abgenommen hatte.

Frau von Scheller lebte seit dem Tode ihres Gemahls, mit ihrer früh verwaisenen Nichte, der einzigen Tochter eines jüngern im Felde verstorbenen Bruders, in stiller Zurückgezogenheit und in einträchtlichster Weise im Hause ihres Schwiegersohnes. Daß die gute Harmonie mit demselben bisher nicht gestört worden war, lag wohl zumeist an dem sanften, alle Unebenheiten ausgleichenden Charakter der Schwieger-

mutter, denn der oft verdrießliche und launenhafte Schwiegersohn bedurfte nur allzusehr einer nachsichtsvollen Behandlung.

Auch jetzt wetterleuchtete es bereits in seinen Augen und mit einem ungeduldigen: „Wo bleibt Corinna nur wieder so lange? Violet,“ wandte er sich an seine junge Cousine, ein liebliches frisches Menschenkind, dem die Pensionsstreiche noch lebhaft im Gedächtniß haften und die jetzt sorglos plaudernd mit dem jungen Almenau — einen in seiner Vaterstadt München in der Künstlerwelt und auch in Privatreisen wohl bekannten und beliebten Maler — im Vestibul auf und nieder ging.

Kurze, hellbraune Löckchen ringelten sich lustig um ihre weiße Stirn, die eigener Kummer wohl noch nie getrübt. Das Glück der ersten Jugend, die unbesangene Freude am Dasein leuchtete Jedem, der nur hineinschauen mochte, aus ihren blauen Augen entgegen, und voll Muthwillen, den noch kein Schmerz gebrochen, verzogen sich auch jetzt die frischen Lippen, als sie auf die ungeduldige Frage ihres Veters mit

spöttischer Miene entgegnete: „Bin leider nicht in dem Falle, Auskunft ertheilen zu können, gestrenger Herr Major; hätten sich derselbe nur in höchst eigener Person an die rechte Thür gewandt, höchst dero Gemahlin ließen gewiß nicht länger warten“.

Schalkhaft lächelnd sprang sie davon, von der Verdrießlichkeit Ahrenburgs weiter keine Notiz nehmend.

Schon schwebte eine heftige Entgegnung auf den Lippen des Majors, als die Erwartete auf der obersten Treppenstufe sichtbar wurde und zu den ihrer Herren den ein entschuldigendes Wort hinabrief.

Das Auge des Malers, eines jungen Mannes von angenehmem, wenn auch nicht besonders hervorragendem Außern, leuchtete bei dem Erblicken Corinnas von Ahrenburg hell auf. Ein Wunder war es freilich nicht und es bedurfte dazu keines Künstlers Blick — diese Erscheinung hätte auch das Auge manchen andern Mannes höher aufflammen lassen.

Eine schöne, üppige und doch zarte Gestalt, in weißem, mit blaßblauen Schleifen verziertem Gewande schritt langsam, doch mit leichten Schritten die mit

purpurfarbenem Teppich belegte Treppe herab. An ihrer Hand führte die junge Frau einen lieblichen blondgelockten Knaben von ungefähr fünf Jahren, der zu ihr, wie ein Cherub zu einem Murillo'schen Madonnenbilde, aufschaute. Er war ihr und ihres Gatten einziges Kind.

Anmuthiges Lächeln verschönte bei Begrüßung der bereits versammelten Gesellschaft Corinnas gewöhnlich ernste Züge. Den kleinen, rothigen Mund umspielte zwar oftmals ein sanftes Lächeln, doch in den dunkeln Augen lag ein nur selten zu bannender, schwermüthiger Ernst. Auch jetzt, als sie den Blick auf die gegenüber liegende Alpenkette richtete und das Auge dann voll zum blauen Himmelszelte aufschlug, lag in diesen großen, redenden Sternen nicht eine wetterprüfende Besorgniß, sondern ein weltanklagender, sehnender Schmerz.

Almenau, dessen beobachtende Blicke immer noch auf ihr ruhten, flüsterte, leise seufzend, vor sich hin: „„Weil' auf mir, Du dunkles Auge, übe Deine ganze Macht, ernste, milde, träumerische, unergründlich-süße Nacht.““

„Ich fürchte, wir bekommen Regen,“ störte mit dieser etwas entnüchternden Bemerkung die alte Dame den Künstler in seiner poetischen Reminiscenz.

„Ach, Tantchen, wer wird solch ein Regenvogel sein! Sieh nur wie blau der Himmel ist und wie hell die Sonne scheint,“ tröstete Violet mit der sorglosen Zuversicht der stets hoffnungsreichen Jugend.

„Auch ich möchte mich heute auf Violets Seite stellen, Frau Schwiegermutter,“ äußerte der Major gewichtig.

„Mama, Mama, fahren wir nun bald?“ unterbrach der kleine Eduard, mit nicht zu bezähmender Ungeduld die Meinungsverschiedenheiten über das Wetter, und das mit der Rücksichtslosigkeit und Zuversicht eines verzogenen Lieblings, der unbewußt, aber bestimmt fühlt, daß Alles recht ist, was er thut. Das schwächliche Kind schien mit seiner nahezu überirdischen Schönheit und seinem überaus zarten Gliederbau kaum mehr dieser Welt anzugehören, und wurde wohl auch aus diesem Grunde über Alles von seiner Mutter geliebt.

„Schweige und warte ruhig,“ herrschte der Major sein Söhnchen an.

Der Kleine, durch des Vaters rauhe Manier schnell eingeschüchtert, verstummte und schmiegte sich nur dichter an die stets liebevolle Mutter, die auch jetzt wieder nur Augen für ihr Kind zu haben schien und nichts von Victor Almenaus Interesse für sie bemerkte.

Violet hatte jedoch um so besser die unwillkürliche Bewegung des jungen Malers bei Corinnas Nahen wahrgenommen, die fröhliche Zuversicht, welche zuvor ihr glücklich lächelndes Gesicht erhellte, verschwand und sie blickte jetzt prüfend, forschend zu ihrer Cousine hin. Als sie jedoch die ruhige Freundlichkeit wahrnahm, mit der Corinna Almenaus Aufmerksamkeiten begegnete, glättete sich ihre eben noch so betrübt drein schauende Miene schnell wieder und sie hüpfte, des galanten Malers hilfreiche Hand verschmähend, allein in die inzwischen vorgefahrene Equipage.

„Warum nur Erna und Morton ihr Versprechen nicht hielten!“ wandte sich jetzt die junge Frau halb bedauernd, halb fragend an Violet, „sie hatten es mir

doch so bestimmt zugesagt, heute mit von der Partie zu sein.“ Wieder schaute sie zum Himmel auf, doch jetzt nur prüfenden Blickes. „Sollten wohl die leichten Windwölkchen, die allgemach heraufziehen, sie von der Ausführung ihrer Absicht zurückgehalten haben?“ setzte sie ungewiß hinzu.

„Sie sprechen von Erna von Saalfeld, gnädige Frau, von der Tochter des Professors Saalfeld in Leipzig?“ erkundigte sich Almenau. „Ich habe leider nicht das Vergnügen, die junge Dame persönlich zu kennen,“ fügte er höflich bedauernd hinzu, da er sah, welches Gewicht Frau von Ahrenburg auf das Fernbleiben der Erwarteten legte.

„Ja, dieselbe,“ entgegnete Corinna. „Es ist Ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß Erna meine beste Freundin war und auch trotz der örtlichen Entfernung geblieben ist. Sie ist mit mir ziemlich gleichen Alters und verlebte, als ich noch unverheirathet war, alle Sommerferien in meinem elterlichen Hause . . . An diese Zeit knüpfen sich meine liebsten Erinnerungen“ — sie sagte das leiser, als sie bisher gesprochen und fuhr

dann lebhafter fort: „Vor ungefähr einem Jahre, lernte Erna auf einer Reise in Italien einen liebenswürdigen, jungen Engländer kennen, der sie im Winter darauf in ihrer Heimath aufsuchte. Bald verband sie mit dem feingebildeten Manne, welcher seine Erziehung zum Theil in Deutschland genossen und in dessen Adern von mütterlicher Seite auch deutsches Blut fließt und in dessen Herzen, ich möchte fast sagen: auch deutsches Empfinden lebt, die innigste Liebe. Und jetzt, in den ersten Wochen ihrer Ehe, in denen ihr — wie sie mir vor wenig Tagen schrieb — die Welt ein Paradies zu sein scheint, weil das glückliche, junge Paar in unserer Nähe und wollte den heutigen Tag mit uns verleben. Ich habe mich so sehr darauf gefreut, sie wiederzusehen, daß es mich jetzt fast kränkt, daß sie ihr Wort nicht hielten . . . Ja, ja, solches Glück mag wohl egoistisch machen!“ schloß sie mit leichtem, halb unterdrücktem Seufzer.

Ihr Begleiter erwiderte einige Worte voll höflicher Theilnahme über die getäuschte Erwartung und Corinna schwieg von einer Mißstimmung erfaßt, die ihr selbst fast

ungerechtfertigt erscheinen mußte, denn hatte sie auch heute die Freunde verfehlt, so traf sie dieselben doch morgen sicher. Almenau bemühte sich vergeblich die junge Frau auf andere Gedanken zu bringen; sie fand kein Interesse an seinen Bemerkungen und verharrte in ziemlich deutlich gezeigter gleichgültiger Schweigsamkeit, was den Maler denn schließlich veranlaßte, seine volle Liebenswürdigkeit Violet gegenüber zu entfalten, da sie nach der andern Richtung hin — wie er zu sich selbst sagte — jetzt doch vergeblich verschwendet wäre.

Der Major hatte anfangs Miene gemacht, sich zu den jungen Damen zu setzen, dann jedoch leicht verdrießlich etwas in den Bart gemurmelt und sich darauf, als ginge ihm ein neuer, angenehmer Gedanke durch den Kopf, in sichtlich schnell gebesserter Stimmung, mit seinem ihm etwas widerwillig folgenden Söhnchen zu seiner Schwiegermutter, welche bereits im ersten Wagen Platz genommen, begeben.

„Der Almenau ist doch ein wahrer Schwerenöther!“ äußerte Ahrenburg gegen Frau von Scheller, während

die ganze Gesellschaft, anscheinend eine glückliche Familie, in beneidenswerthen Verhältnissen, der „Waid,“ einem schönen Aussichtspunkte bei Zürich, zufuhr. „Wie der sich stets bei den Damen ‚lieb Kind‘ zu machen weiß! Er ist freilich auch ein hübscher Junge: hellblond die Locken und hellblond der schöne, volle Bart; dabei blaue Augen und der Teint: etwas bleich, verwacht, mit zartem Roth auf den Wangen — für solchen Frauenzimmer-Geschmack der reine Adonis! Auch ist er wohlgestaltet und händig und wendig in Wesen und Worten; heiter, lustig, immer fidel und stets galant, stets charmant gegen das schöne Geschlecht —“

„O ja . . . wie seine Freunde behaupten: sogar ein wenig zu viel,“ entgegnete Frau von Scheller nachdenklich.

„Wird so schlimm nicht sein! Solche Künstler haben alle unruhigeres Blut als wir solide Leute. Aber eine Art, mit den Menschen umzugehen, hat er — das muß man ihm lassen, die besticht Jeden! Wenn er Ihnen, Mama, z. B. den Arm reicht, um Sie an den Wagen zu geleiten oder Ihnen Ihren

Shawl nachträgt u. f. w., dann gefällt er Ihnen gewiß auch sehr gut und sie finden ihn sicher nicht übermäßig galant. —“

„Oder wenn er mit Ihnen, mein Herr Schwiegersohn, stundenlang Piquet spielt und den neuen Fuchs oder den ‚unverantwortlich schönen‘ Rappen versucht,“ persiflirte neckend die Schwiegermama, „dann übersehen Sie Almenaus Schwächen, ja selbst seinen Leichtsinn, von dem ich hier und da, während seines letzten Aufenthaltes bei uns in Dresden, mancherlei munkeln hörte, doch auch ganz gern.“

„Und steht er so sicher und elegant hinter Violets Stuhl, während das gute Kind uns durch ihr brillantes Clavierpiel erfreut und wendet mit sichtlichem Interesse für die hübsche Spielerin gewandt die Notenblätter um oder singt auch selbst mit seiner hellen Tenorstimme ein Liedchen, das Violet begleitet — dann lächelt Mama befriedigt zu dem ‚leicht sinnigen‘ jungen Manne hinüber und Violet schaut ihn holdselig an — obgleich mir . . .“ er brach plötzlich ab.

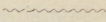
„Bitte, vollenden Sie,“ bat Frau von Scheller lebhaft.

Zögernd fuhr der Major fort: „Eine zu große Annäherung Almenaus an meine Mündel nicht erwünscht wäre. —“

„Aber bisher schauten Sie zu all den Galanterieen Victor's gegen meine Nichte durchaus nicht böse drein, was schon weit mehr der Fall war, brachte der liebenswürdige, junge Mann meiner Tochter Sträuße seltener Blumen oder las ihr mit wahrer Meisterschaft etwas aus ihren Lieblingsdichtern vor.“

Ueber des Majors Züge flog ein leichter Schatten und Frau von Scheller dieses bemerkend, fuhr ernster fort: „Doch lassen wir die Scherze, ich glaube, daß Almenau jedenfalls zu Besserem berechtigt ist, als sich im Flusse schaler Alltäglichkeit zu verlieren, wie das gerade bei begabten Menschen mit schwachem, unbeständigem Charakter nur leider zu oft geschieht.“

Der Major fand nichts darauf zu erwidern und bald hernach hielten die Wagen auf der Waid.



II.

Nachdem der Kaffee und die schöne Aussicht — wie das auf solchen Ausflügen unvermeidlich — gemeinsam genossen und bewundert worden war, vertheilte sich die Gesellschaft bald wieder zu einzelnen Gruppen, je nach Geschmack und Sympathie.

Almenau sah sich nach Corinna um, fand sie nicht und bot Violet zu einem kleinen Spaziergange über die üppig grünenden Wiesen seinen Arm, den sie gern und freundlich annahm. Schweigend wandelte sie neben ihm hin und dachte an ihn, an dessen Seite sie heute die Schönheiten der Natur tiefer empfand, als es sonst der Fall gewesen war. Auch er schwieg anfangs, doch seine Gedanken weilten nicht bei ihr . . . Endlich fand er es an der Zeit, dieses stumme Rollenfach mit einem andern zu vertauschen und mit möglichster Unbefangenheit gegen seine Begleiterin zu äußern: „Ueber Eines zerbreche ich mir schon lange den Kopf. —“

„Wunderbar, daß er dann noch immer ganz geblieben ist — der muß einmal viel vertragen können!“ fiel Violet ihm schnell ins Wort.

„Gewiß, mein Fräulein, sonst ertrüge er Ihre Scherze auf seine Kosten längst nicht mehr,“ entgegnete er in derselben heitern Weise wie sie, deren anfänglich so schwärmerische Stimmung schnell wieder in eine übermüthige umgeschlagen war.

„Doch was ich eigentlich sagen wollte,“ setzte er ernster werdend hinzu, „war, daß es mir auf unserer jetzigen gemeinschaftlichen Reise wieder so recht aufgefallen ist: wie außerordentlich verschieden Ahrenburg und seine Gemahlin doch in ihrem Sein und Wesen sind und daß ich es wirklich nicht begreife, warum Adalbert gerade diese Frau geheirathet hat.“

Violet schaute ihren Cavalier etwas mißtrauisch von der Seite an und fragte in leicht gereiztem Tone: „Was erscheint Ihnen denn an diesem Paare so außergewöhnlich? . . . Ist Corinna auch von einer seltenen Schönheit — was ich zugeben will — so ist mein Herr Better doch auch ein ganz präsentabler Mann;

nun, und ist sie es gewohnt, verehrt zu werden — hat er nicht Zeit genug, seiner Frau zu Füßen zu liegen?“

„Freilich hat er Zeit genug zu Allem, was ihn nur irgendwie interessirt; aber das ist's eben, er zeigt für nichts übermäßiges Interesse“ — er unterbrach sich und fuhr erst nach einigen Secunden wieder fort: „den Dienst hat er seit längerer Zeit quittirt — wie er mir schrieb — auch plagt ihn sonst keine einzige ernstere Beschäftigung, wie ich mich jetzt durch den Augenschein überzeugt; nicht einmal eine künstlerische oder wissenschaftliche Liebhaberei nimmt seine Zeit in Anspruch; dennoch thut er immer so beschäftigt — sagen Sie mir nur, die Sie doch mit Adalbert unter einem Dache wohnen, womit bringt er eigentlich seine Tage hin?“

„Wissen Sie denn nicht, daß er für Pferde und Hunde und Alles, was mit Jagd und Sport zusammenhängt, eine lebhafteste Theilnahme besitzt?“

„O ja, ich erinnere mich noch von früher her, als wir mehr zusammen waren, daß er kein Rennen ver-

säumte und jedes Pferd, das sich nur irgendwie dabei auszeichnete, mit Namen, Alter und Lebensgeschichte kannte; und ich glaube auch jetzt: daß er genauer weiß, was solch ein Pferdekopf sich denkt, als was in dem Herzen seiner schönen Frau vorgeht. Sein echter Araber ist ihm, fürchte ich, mehr an's Herz gewachsen als seine Gemahlin — gewann der ihm doch so viel Wetten und verhalf ihm zu so viel Siegen! Und stellte das Schicksal ihn vor die Alternative, das Eine oder das Andere dahingeben zu müssen — ich bin nicht sicher, was er wählte; doch beklagte er sich hinterher gewiß in jedem Falle über die Grausamkeit seines Geschicks.“

„Da haben Sie mit Ihrer Beurtheilung ganz recht,“ nickte Violet bestimmend, „ich hätte aber gar nicht gedacht, daß Sie so scharf — sein können.“

„Das sollte wohl eigentlich: scharfsichtig heißen und wieder ein Stich für mich sein?“ fragte er, ungewiß wie er ihre Neckerei zu nehmen habe.

„An Ihrer Scharfsichtigkeit zu zweifeln — würde ich mir gar nicht erlauben,“ entgegnete sie mit affec-

tirtem Ernst, „das könnte ich höchstens an Ihrem — guten Herzen,“ schloß sie schallhaft.

„Mit Ihnen, mein Fräulein, ist heute nicht zu streiten; da heißt es nur: sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Doch was unsern Major anbelangt — obgleich ich ihn eigentlich gern habe — geistiges Interesse, von dem seine Frau so ganz erfüllt zu sein scheint und dem sie nach meiner Ansicht vielleicht ein wenig zu viel Gewicht beilegt, hat er eben absolut keines! Und gibt er sich auch manches Mal solchen Anschein, so ist das nur momentane Laune und Façon, aber nie aus wahrhaft innerlichem Bedürfniß hervorgegangen wie bei seiner schönen Gemahlin.“

„Verschieden sind freilich Beide in hohem Grade,“ bemerkte Violet, jetzt nachdenklich gestimmt, „doch nimmt Sie das so sehr Wunder . . . oder interessirt es Sie in diesem Falle so ganz besonders?“ fragte sie mit neuerwachtem Mißtrauen.

„Es interessirt mich nur als psychologisches Räthsel,“ entgegnete Almenau scheinbar gleichmüthig. „Auch wundern sollte es mich eigentlich nicht, da uns das

tägliche Beispiel doch überall Menschen zeigt, die, äußerlich im intimsten Verhältniß zu einander stehend, innerlich auch nichts Gemeinsames haben... und ich halte das auch weiter für kein Unglück! Nur paßt mir das Bild, das ich mir von unseres verehrten Freundes Gemahlin entworfen, nicht recht in solchen Rahmen.“

„In Ihnen spiegelt sich wohl Corinnas Bild wie das einer Heiligen von einem Strahlenkranze umgeben? Das wäre Ihnen wahrscheinlich der passendste Rahmen für sie!“ bemerkte Violet hastig mit plötzlich aufflammendem Roth auf den Wangen; doch sich schnell besinnend, fuhr sie neckenden Tones, der ihr jedoch nicht von Herzen kam, fort: „Ei, schau wie schlau! Sie wollen also gern erfahren, wie sich die, Ihrer Meinung nach so ‚unpassende‘ Partie gemacht, und da soll ich Ihre Neugier — die ich eigentlich, mein Herr, ganz unmotivirt finde — befriedigen helfen... Mein Gott, die Sache ist lange nicht so absonderlich, wie Sie zu vermuthen scheinen und ich will Ihnen gern Alles darüber verrathen, was ich selbst weiß. Doch ist Ihr Wissensdrang hernach schlecht befriedigt, so ist das nicht

meine Schuld, sondern Ihre, der Sie in Corinna immer „etwas von Glorienschein Umsflossenes“ sehen möchten!“ setzte sie in abermals aufwallender Eifersucht hinzu.

„Sie irren bedeutend, mein Fräulein, wenn Sie glauben: ich sehe ‚schöne Frauen‘ für ‚Heilige‘ an,“ entgegnete er mit einer Betonung, für die sie kein Ohr hatte.

„So widmen Sie ‚meiner‘ Erzählung jetzt die ihr gebührende Aufmerksamkeit,“ erwiderte sie mit scherzhafter Wichtigthuerei. „Also — man hatte der Gemahlin unseres ‚verehrten Freundes‘ oder richtiger ausgedrückt, d. h. mehr in Ihrem Sinne: der ‚verehrten Gemahlin‘ unseres Freundes, als sie beinahe noch ein Kind war, den Better Major, seine gestrengen Gnaden — der nebenbei bemerkt, auch der Sohn eines Kriegskameraden ihres Vaters ist — zum Gatten erwählt, hatte ihr seine Persönlichkeit in’s beste Licht gerückt und ihn ihr als gut und rechtschaffen geschildert. Ihre Freundinnen — die intimsten, bitte ich hierbei natürlich auszunehmen — beneideten sie um die reiche Partie und um den stattlichen Mann, dem das zweifarbig

Tuch damals gut stand. Er überhäufte sie mit Aufmerksamkeit und vergaß zeitweilig seine Bequemlichkeit und seinen Egoismus, der jetzt oft recht deutlich zu Tage tritt — denn sie gefiel seinen hohen Augen über Alles wohl! Daß außer der äußern Schönheit auch ihr Herz und ihre Seele manch herrliche Dinge bargen — das glaube ich, aufrichtig gestanden — hat er nur mitunter wie durch einen Nebel wahrgenommen.“

„Mein Fräulein,“ fiel Almenau hier staunend ein, „Sie sprechen weit über Ihre Jahre klug!“

„Wenn Sie spotten, bekommen Sie nichts mehr zu hören,“ entgegnete sie scheinbar zürnend, während sie sich im Grunde in ihrer Rolle als Erzählerin und in diesem tête à tête mit ihm doch sehr wohl fühlte.

„Gnade, Gnade,“ bat er in komischer Verzweiflung, „ich schweige zukünftig in tiefster Demuth und thue nichts als Ihrer Weisheit lauschen.“

„So gefallen Sie mir auch viel besser! Doch jetzt weiter in dem Texte, der für Sie so ganz besonderes Interesse hat. Corinna war in einer glücklichen Häuslichkeit aufgewachsen. Ihre Eltern hatten stets ein

friedliches Zusammenleben mit einander geführt. Reichthum, feiner Geschmack, veredeltes Wesen umgaben sie von ihrer frühesten Jugend an. Die zärtliche, feinfühlende Mutter wählte Lehrer und Gouvernanten orgfältig für sie aus . . . — Mir wurde es nicht so gut,“ schaltete Violet fast wehmüthig ein, „ich bin ja in der Pension unter fremden, oft recht lieblosen Menschen aufgewachsen, denn meine Mutter war todt und mein Vater weilte im Kriege in weiter Ferne . . . — Corinnas Eltern wußten einen kleinen aber ausgewählten Freundeskreis um sich zu versammeln. Nichts Schlechtes, Niedriges trat ihr in den Weg und bei ihren eigenen glücklichen Naturanlagen, dem ihr angeborenen, feinen Takte und ihrer zartbesaiteten Seele hatte sie für das Unharmonische und Erbärmliche, das uns hier und da doch wohl in dieser Welt entgegen tritt, kein rechtes Verständniß, keinen rechten Blick; sie nahm es zwar wahr — denn sie ist zu klug, um es nicht zu sehen — aber es ging an ihr vorüber, ohne sie zu berühren. Sie hat sich selbst einmal in dieser Weise gegen mich ausgesprochen.“

„Und so war denn der Erfolg von all Dem ganz folgerichtig der: daß sie alle Menschen für herrliche Geschöpfe ansah, in der ganzen Welt ein Elternhaus vermuthete, und in dem zukünftigen Gemahl das vollendetste Engelen dieser Brachtschöpfung zu finden hoffte. —“

„Ach, lassen Sie doch Ihre Spöttereien,“ fiel das junge Mädchen ihm, strafend, in's Wort, „eine derartige Täuschung ist wirklich nicht etwas so Geringses, wie Sie zu glauben scheinen. Ein Wesen mit solch idealer Auffassung vom Leben wie Corinna, die überall nur nach dem Guten sucht und an das Gute glaubt, und der damals jedes Verständniß für die oft recht mangelhaften Geschöpfe unseres so sehr verschiedenartig gestalteten Daseins abging, wird durch ihren Idealismus nur gar zu leicht zu den traurigsten Täuschungen verleitet.“

„Und sollte ihr vor der Verbindung wirklich keine Ahnung von der Grundverschiedenheit der beiderseitigen Charaktere gekommen sein?“

„Es war wohl Schicksalsfügung, daß Alles so kam.“

„Ah, mein gnädiges Fräulein, glauben auch Sie an ‚Vorherbestimmung‘ oder gar ‚an das Suchen der einen Hälfte nach seiner zweiten bessern‘ — wie empfindsame Seelen solches Zusammenkommen gern bezeichnen möchten,“ spöttelte Almenau.

„Was ‚empfindende‘ Seelen glauben — berührte mich in keiner Weise,“ entgegnete Violet zürnend und zugleich betroffen — ihrem zarten Mädchengemüthe erschienen seine Scherze in Anbetriff des Gegenstandes doch etwas profan. „Wenn Sie jedoch wissen wollen, was eine ‚tief empfindende‘ Seele darüber denkt, dann müssen Sie Corinna fragen — vielleicht nimmt sich diese die Mühe, Ihnen darauf zu antworten,“ schloß sie mit der Miene einer kleinen Prinzessin, die sich auf die Fußspitzen stellt, um imposanter auszu sehen.

„Warum sind Sie nur jetzt so böse auf mich?“ fragte er, schnell in einen schmeichlerischen Ton übergehend. „Mich macht das vorher nicht gehoffte Vergnügen, heute so ungestört in Ihrer Nähe weilen zu dürfen, vielleicht etwas zu übermützig und zugleich

auch . . . so glücklich," fuhr er leise fort und drückte ihren Arm sanft an sich.

Sie erröthete tief und vergaß ihr Zürnen, und um ihrer Verlegenheit wieder Herr zu werden, kehrte sie eifrig zu ihrem bisherigen Gesprächsthema zurück. Noch ganz verwirrt äußerte sie: „Es ist schon möglich, daß Corinna, als sie ihr Antwort gab, mehr dem Urtheil ihrer Umgebung als der Stimme ihres Herzens traute . . . — Ich thäte das freilich nie; ich würde nur mein eigenes Gefühl als competenten Richter anerkennen — . . . Sie war damals noch so jung und Ahrenburg der erste Mann, der ihre Hand begehrte und sie mit Schmeicheleien überhäufte. Auch Erna, ihre Freundin stimmte für den Major.“

„Und sollte Adalbert zu jener Zeit so ganz seine, unter uns gesagt, etwas barschen Manieren verläugnet haben?“

„Gewiß war er früher weniger unzart und aufbrausend als jetzt, wo er sich eben mehr gehen läßt. Aber doch erinnere ich mich, als ich zur Zeit, da Corinna verlobt war, bei der Tante zum Besuch weilte — obgleich ich damals noch ein ganzes Kind war —

daß mein lieber Herr Vetter häufig an gänzlich unmotivirt schlechter Laune litt und dann seine arme Braut durch seine Aprilwetter = Stimmungen quälte. Sein herrlicher Leonberger erhielt dann auch manchen Fußtritt, vor dem er sich heulend unter's Sopha verkroch, und wir Mädchen suchten, sobald Adalbert den Rücken gewandt, das arme Thier durch Streicheln und Liebkosen zu trösten. Auch fällt mir jetzt wieder ein, wo ich mich so lebhaft jener Tage entsinne, wie Corinna einst, als ich vom Besuche einer Freundin nach Hause kam, ganz verweint aussah und mir auf meine theilnehmenden Fragen schluchzend erzählte: sie habe eine Züchtigung mit angesehen, welche der Major eigenhändig seinen feurigen, schwer zu bändigenden Rossen ertheilt, und sein Wuthausbruch dabei hätte sie so furchtbar erschreckt und sie habe nie zuvor geglaubt, daß Adalbert so böse sein könne. — Ich hatte meine liebe Noth, sie nur wieder zu trösten und zu beruhigen und erst Erna gelang es, ihre trüben Ahnungen und Befürchtungen auf's Neue zu zerstreuen und ihr frischen Muth einzuflößen.“

„So muß etwas Besonderes mitgewirkt haben, die so anders geartete Frau dennoch zu dieser Wahl zu bestimmen,“ warf Almenau leichthin, wie fragend dazwischen.

„Nicht das ich wüßte, außer etwa folgender Vorfall, der ihre Dankbarkeit für ihn nachrief und ihn sich ihr in vortheilhaftem Lichte zeigen ließ . . . Ueberdies verstand er es, wenn er nur wollte, solche ihm nachtheilige Eindrücke wie der, von dem ich eben erzählte, wieder vergessen zu machen.“

„Und was war denn das für ein Vorfall, dessen Sie eben erwähnten?“ unterbrach Almenau interessiert.

„Corinna unternahm zu jener Zeit in Begleitung ihrer Mutter, eine Fahrt auf's Land zu Bekannten. Der Bräutigam begleitete die Damen zu Pferde. Man hatte bei dieser Gelegenheit zwei Pferde vor den Wagen gespannt, die sonst nicht gewohnt waren, zusammen zu gehen und von denen das eine, ein scheues, unbändiges Thier, heute nur als Aushilfe benutzt wurde. Der Weg führte zum Theil durch einen Wald auf ziemlich engen Pfaden dahin. Plötzlich scheute das eine der

Pferde vor einem alten Baumstumpfe oder dergleichen und riß den Wagen in gefährlicher Hast vorwärts; das zweite Wagenpferd dadurch gleichfalls unruhig gemacht, drängte zur Seite, sprang über die Stränge, der Kutscher verlor die Zügel, — kurz, es war eine heillose Verwirrung und die Damen schwebten in Gefahr, aus dem Wagen geschleudert zu werden. Da sprang Ahrenburg mit seinem Pferde den wildgewordenen Thieren quer vor; die stuzen einen Moment und wollen seitwärts in den Wald. Inzwischen ist's dem Kutscher gelungen die Leinen sicher und fest sich um die Hand zu schlingen und Adalbert hat Zeit gefunden, herabzuspringen und den Pferden in den Zügel zu fallen — und so blieben Corinna und ihre Mutter vor vielleicht ernstem Unfalle bewahrt. Sein Verhalten bei dieser Gelegenheit, so wie die Hilfe, welche er ihnen geleistet, konnte Corinnas Gefühl für ihn nur zu seinen Gunsten beeinflussen — das war selbstverständlich! Nun hätten Sie aber hören sollen, welches Ge-
rede er selbst darüber machte und in welch groß-
sprecherischer, selbstgefälliger Weise er nie ein Ende mit

dem Erzählen seiner eigenen Heldenthät finden konnte. Bitterte vielleicht damals in Corinnas Herzen ein Zweifel an seinem Charakter und an ihrem zukünftigen Glücke — so war ihr ein Zurücktreten jetzt, nach dem Anspruch von Dankbarkeit, den er ganz unverhohlen erhob, fast zur Unmöglichkeit geworden und so wirkte dieses wohl mit bestimmend auf das Lebensschicksal meiner Cousine und . . . so wurde sie seine Frau.“

Violet schwieg eine Zeitlang und setzte dann nachdenklich hinzu: „Im spätern Zusammenleben mögen sich freilich die Ungleichheiten der beiderseitigen Charaktere schärfer bemerkbar gemacht haben, als es schon zu Anfang der Fall war; doch gleicht sich ja mancherlei in solchem Verhältnisse auch wieder aus und kommt auch sonst so häufig vor, daß — —“

„Daß es eigentlich auch kein großes Unglück ist, d. h., wenn man hübsch vernünftig ist und sich in die nun einmal gegebenen Verhältnisse zu schicken weiß. In der äußeren Gestaltung kann ja immer noch die innere Platz greifen,“ entgegnete der weltkluge Almenau. „Die Schwärmereien vergehen ohnehin bald genug,

und wird man erst älter, ist eine gleichmäßige Freundschaft oder Freundlichkeit, welche einander nicht beschränkt, so daß man für seine kleine Liebhabereien immer noch Raum behält, gewiß angenehmer als das Ueberspannte: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“ zc. Und wenn Frau von Ahrenburg damals zurückgetreten wäre . . . dann“ — er zögerte und brach kurz ab.

„Dann, — meinen Sie wohl — wäre Corinna jetzt noch frei?“ fiel sie hastig und erregt ein.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie verstehen mich absichtlich wieder ganz falsch! Ich meine nur, daß ihre Frau Cousine auch dann nicht glücklich geworden wäre . . . sie stellt eben gar zu hohe Anforderungen an die Menschheit und ich bitte Sie, nur ja nicht zu glauben: ‚mir‘ wäre Ahrenburg unsympathisch und seine Frau ein — Engel! Ist bei ihm auch der Sinn für's Materielle vorherrschend; schwärmt und begeistert er sich auch nicht mehr wie ein Jüngling für alles ‚Hohe und Große‘. —“ Almenau bezeichnete in drastischer Weise durch entsprechende Gesten die Höhe

und Größe eines Raumes, so weit seine ausgebreiteten Arme reichten, zu welcher übermüthigem Scherze, wofür sie es nahm, Violet mißbilligend ihr Köpfchen schüttelte — „so ist es eigentlich doch auch nicht seine Schuld, wenn seine Gemahlin ihrerseits mit Seherblick in die Sterne guckt und ihre Gedanken mehr über als auf der Erde zu weilen scheinen, so daß sie von uns anderen, irdischen Geschöpfen nur wenig wahrzunehmen geruht,“ schloß er wie in heimlichem Aerger und fügte dann in wärmerem Tone hinzu: „Uebrigens, so viel ich auch von ‚unseren‘ Freunden zu Ihnen gesprochen — meine Gedanken sind darum doch alle nur . . . bei Ihnen.“

Sie lauschte klopfenden Herzens, was er wohl noch hinzufügen möchte; doch er schwieg und Violet halb verwirrt, halb durch seine Beurtheilung Corinnas, die sie sich zu ihren Gunsten deuten zu können glaubte, einer Umwandlung von Großmuth unterworfen, fragte, ihr bisheriges Gespräch fallend lassend: „Sollten wir jetzt nicht meine Cousine auffuchen? Sie weist gewiß wieder nach gewohnter Weise allein, ihren Träumereien

überlassen an irgend einem einsamen Plätzchen. Edy beschäftigt, wie ich eben bemerke, abwechselnd Großmutter und Vater mit seinem Geplauder, was Letzteren schon ganz ungeduldig macht . . . Sollten wir nicht erst einen Moment zu ihm gehen und dann mit ihm zusammen nach seiner Mutter ausschauen.“

„Es wird plötzlich so stürmisch und finster; es zieht ein Unwetter herauf — lassen Sie uns vor allem Andern erst Ihre Frau Cousine auffuchen,“ entgegnete Almenau mit leichter Ungeduld.

„Wie es Ihnen beliebt,“ erwiderte sie kurz und überließ sich seiner Führung.

Violet hatte ganz richtig vermuthet, Corinna hatte sich bereits seit geraumer Zeit auf eine abseits gelegene Rasenbank, der herrlichen Alpenlandschaft jenseits des Sees gegenüber niedergelassen und ihr Blick wandte sich bald in der ihr eigenen Weise von der Außenwelt ab und ihrer innern Welt zu. Gedanken und Fragen, für die sie bei Niemand in ihrer Umgebung Interesse fand, beschäftigten ihren Geist und dazwischen tauchte dann wieder vor den Blicken ihrer Seele, wie auch

sonst manches Mal in stillen Stunden, ein Augenpaar auf, das sie mit warmem, sehnsüchtigem Blicke anschaute und eine Stimme sprach zu ihr von Weltordnung und ewigen göttlichen Gesetzen, von interessanten wissenschaftlichen Problemen und den neuesten Erzeugnissen in der Literatur . . . und dann sah sie zwischen all ihren geistreichen Träumereien plötzlich eine Jünglingsgestalt zu ihren Füßen liegen und hörte in herzbethörendem Tone wie einst, ihrem geistigen Ohre jetzt deutlich vernehmbar, flüstern: „Corinna, ich liebe Dich!“

„Meine gnädigste Frau, so sehr in Gedanken verloren, daß Sie weder unsere nahenden Schritte vernahmen, noch etwas von dem heraufziehenden Gewitter bemerkten?“ weckte Victor Almenaus Stimme Corinna etwas unsanft aus ihrer Versunkenheit. Sie schaute noch halb traumbefangen zu ihm auf.

Wir haben Sie bereits schmerzlich vermißt und mit Sorge überall gesucht,“ setzte der stets galante, junge Mann, die Worte „schmerzlich“ und „Sorge“ so auffallend betonend, hinzu, daß Violet an seinem Arme zusammen zuckte; worauf er es nicht unterließ, ihre

Hand fester an sich zu drücken, als wolle er ihr, gegen seine eben geäußerten Worte, eine erneute stumme Bestätigung seines Gefühls für sie geben.

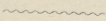
Das junge Mädchen fühlte sich jedoch unangenehm, fast peinlich berührt; ihr erschien jene Absichtlichkeit nach den ihr eben gemachten Versicherungen wie Doppeltzüngigkeit und das schmerzte und kränkte sie und sie zog ihren Arm aus seinem.

Um Corinnas Mund spielte ein moquantes Lächeln, als sie ablehend entgegnete: „Ich glaube, lieber Almenau, Sie waren vollständig vom Dienste ‚Ihrer‘ Dame in Anspruch genommen, und hatten folglich keine Zeit, andere mit ‚schmerzlicher Sorge‘ zu vermissen.“

Ein heftiger Windstoß fuhr durch die Luft, daß der Staub hoch aufwirbelte und den Redenden der Athem verging. Die Gesellschaft flüchtete vor dem sich mit rasender Geschwindigkeit entwickelnden Unwetter — wie man’s in der Schweiz so häufig trifft — in das ländliche Gasthaus, das einzige Gebäude auf der Waid, welches ihnen Schutz gewähren konnte.

Keine fünf Minuten waren seit jenem ersten heftigen Sturmesbrausen vergangen, so hatte die ganze Landschaft ein anderes Aussehen angenommen. Der liebliche grünblaue See schimmerte schwärzlich und die schneeigen Alpen dahinter verhüllten undurchdringliche Nebelschleier; an dem noch vor Kurzem klarblauen Himmel zeigten sich bleigraue Wolkenschichten, die von furchtbarer Sturmesmacht getrieben wild durch einander fuhren und sich zu schwarzen, schwefelgelb durchleuchteten, wirren Massen zusammen ballten. Blitze zuckten dazwischen auf und fuhren gleich feurigen Schlangen inmitten des dunkeln Gewölkes hin und her, und der Donner krachte und grollte, als wollte er mit furchtbar mahnender Stimme von den göttlichen Gewalten zu den Herzen der Menschen reden — von einer Göttlichkeit, welche die Kinder der Welt in ihrem Hochmuth zu bezweifeln sich vermessen, weil sie mit ihrem irdischen Auge den Zusammenhang zwischen Urkraft und Wirkung nicht sehen und mit ihrem irdischen Geiste das Wie und Woher nicht erfassen. — Es war plötzlich ein Aufruhr in die Natur gekommen, als

ginge ein mächtiges Zürnen durch die Schöpfung, ein Zürnen, das nach dem ersten Aufbrausen wohl ein wenig nachläßt, aber fort und fort weiter grollt, denn so schnell das Unwetter auch hereingebrochen war, so anhaltend schien es sich hernach gestalten zu wollen. Der niederströmende Regen, der sich zeitweilig wie eine beruhigende Melodie durch dieses Natur-Nocturno gezogen, ließ inzwischen zwar etwas nach, doch Sturm und Gewitter wütheten, nur durch kurze, beängstigend erwartungsvolle Pausen unterbrochen, mit stets erneuter Kraft fort und fort.



III.

Corinna, die am Fenster gestanden und eigenthümlich bewegt — sie wußte selbst nicht warum — dem Tosen der entfesselten Elemente zugehört, mahnte jetzt zum Ausbruch.

Man folgte bereitwillig ihrer Aufforderung; das Vergnügen war nun doch einmal gestört und auf ein Besserwerden des Wetters nicht mehr zu hoffen. Die Wagen fuhren geschlossen vor und die Gesellschaft begab sich auf den Heimweg. Die Landstraße war inzwischen durch die hernieder stürzenden Wassermassen so erweicht und beschädigt, daß die Equipagen einen andern Weg als bei der Hinfahrt nehmen mußten. Ein Umweg, der nicht zu vermeiden war, veranlaßte sie, eine Strecke neben dem See, der mächtig schäumte und tobte, dahinzufahren.

Plötzlich wurden die Wagen durch eine mit lebhaftem Geschrei sich hin und her schiebende Volksmasse vollständig zum Stehen gebracht. Aufgeregte Stimmen riefen durch einander und erschreckt ausschauende Menschen eilten unruhig von einer Stelle zur andern — es mußte bei dem Unwetter irgend ein Unglück passiert sein!

Corinna riß das Wagenfenster an ihrer Seite auf und fragte den ihr zunächst stehenden Mann: „Was ist geschehen? Warum dieser Auflauf?“

„Zwei Engländer sind in dem See ertrunken oder eigentlich noch nicht ertrunken, denn noch schwimmt die Nußschale von Boot . . . Wenn Sie gute Augen haben, können Sie den Rahn dort auf den Wellen tanzen sehen.“

„Wo seht Ihr den Rachen? Zwei Herren, sagtet Ihr?“ fragte Corinna voll lebhafter Unruhe.

„Nein, eigentlich nicht zwei Herren . . . ein Herr und eine Dame und wie die Leute erzählen: ein junges Ehepaar auf der Hochzeitsreise. Das ist auch wieder solch ein spleeniger, englischer Einfall, bei dem Wetter

auf dem See spazieren zu fahren," schloß der Bericht-
erstatter in tadelndem Tone.

"Mein Gott, wenn es Erna und Morton wären!"
rief Corinna erschreckt und sprang aus dem Wagen.
Violet und Almenau folgten.

"Ihr Glas, Almenau, schnell, wenn ich bitten
darf; Sie hatten doch vorhin ein Perspectiv zum Be-
wundern der schönen Gegend."

Er reichte ihr das Verlangte; sie schaute einen
Moment hindurch und ließ das Glas dann erblaffend
sinken. "Ja, sie sind's," sprach sie entsetzt, "so hat
mich dieses ungewisse, bange Gefühl, das mich vorhin
überkam, doch nicht getäuscht . . . Und da stehen so
viel Menschen und sehen dieses schreckliche Schauspiel
ruhig mit an. — Ach, Ihr Leute," wandte sie sich
angstvoll bittend an die ihr zunächst Stehenden, "helft
doch! helft um Gottes Barmherzigkeit! . . . Seht Ihr
denn nicht, wie der kleine Rachen kaum mehr Wider-
stand zu leisten vermag und wie die braven Bootsleute
vergebliche Anstrengungen machen, das zerbrechliche
Fahrzeug ans Land zu rudern?"

Niemand rührte sich.

„Gilt, ach, so eilt doch, den Unglücklichen Hilfe zu bringen,“ bat sie eindringlich auf's Neue, „alle Mühe soll Euch ja reichlich vergolten werden . . . ich will Euch zehnfach jede Anstrengung lohnen!“

„Kann die Madame uns auch unser Leben bezahlen, wenn wir es jetzt für den Leichtsinns dieser Fremden einsetzen und verlieren?“ fragte ein alter, weißhaariger Bootsführer fast zürnend dagegen.

Das konnte sie freilich nicht; so schwieg sie denn und schaute von Angst gefoltert, feuchten Auges hinaus auf den See.

Wie vom Wirbelwind ergriffen, hüpfte der leichte Rachen auf den Bogen, bald hoch oben auf dem Kämme einer schaumgekrönten Welle schwebend, bald in der Tiefe zwischen zwei hoch aufspritzenden Wasserwänden fast verschwindend.

„Jetzt steht die Dame im Rahne gar auf — welch ein Unverstand?“ bemerkte eine Stimme aus der Menge.

„Ach, Herr Jesus, das Boot ist umgeschlagen!“
kreischte eine Frauenstimme hell auf.

„Das war vorauszusehen,“ bemerkte ein Anderer mit Ueberlegenheit.

Corinna preßte die Hände in einander. „Oh, daß ich ein Mann wäre und ihnen zu Hilfe eilen könnte!“ rief sie unwillkürlich laut.

„Würde Ihnen in diesem Falle auch nichts nützen, Gnädigste,“ meinte ein Fremder, der in der Nähe stehend, ihre Aeußerung gehört. „Wer vermöchte gegen die in solchem Aufruhr tobenden Elemente anzukämpfen? Menschenhand ist da zu schwach!“

„Fasse Dich, Corinna, noch ist nicht Alles verloren! . . . Jetzt tauchen Beide wieder auf; vielleicht werden sie doch noch gerettet,“ tröstete Violet.

„Das Boot schwimmt mit dem Kiel nach oben; vier Menschen ringen mit dem Tode . . . es ist eine Schande, daß die Fremden durch ihr schnödes Geld die armen Leute mit zu allerhand Thorheiten verleiten,“ ließ sich wieder ein in heftigem Tone geäußelter Tadel aus der Mitte des Volkes vernehmen.

„Ah, jetzt hat Morton die junge Frau bei ihren Gewändern ergriffen . . . jetzt hält sie ihn umflammert und nun schwimmt er, mit seiner Last im Arme, dem Rähne nach,“ verfolgte der inzwischen gleichfalls herbeigekommene Major die Situation mit einem Interesse, in das sich etwas von der prickelnden Spannung des Jägers und Sportsmannes mischte.

Hoffentlich gelangt er auch bis zu diesem für den Augenblick einzigen Rettungsmittel,“ fügte Almenau hinzu, „sonst sind Beide verloren“

„Fasse frischen Muth, Corinna; siehe, nur wenige Klafter noch und er hat das rettende Boot erreicht,“ beruhigte Violet abermals die verzweifelt dreinschauende Freundin.

„Mutter, Erna ist untergesunken!“ rief Corinna zusammen schauernd in der nächsten Minute und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Einige Secunden furchtbarer, lautloser Spannung folgten.

„Morton taucht ihr nach und hat sie auf's Neue erfaßt — Gott sei Dank! er schlingt den Arm um

sie und kämpft mit dem Muth der Verzweiflung gegen die furchtbare Strömung," flüstert Frau von Scheller ihrer Tochter zu, die ganz fassungslos ihr Tuch an die Augen drückt. Jetzt schaut sie bang zagend wieder auf den See hinaus.

"Seine Kräfte scheinen ihn zu verlassen, Mutter," spricht sie tonlos, "es ist, als zöge Erna ihn in die Tiefe . . . Und der Donner grollt und dräut noch unaufhörlich fort . . . Violet, mich dünkt's —"

Da fährt ein Sturmesbrausen durch die Luft und greift tief in die Wellen, daß sie hoch aufschäumend über den schwimmenden, mit dem Tode ringenden Menschen zusammen schlagen. Ein Blitz züngelt hernieder und schlägt, von furchtbarem Donnergetrache begleitet, dicht vor dem fest umschlungenen, kaum mehr athmenden Menschenpaare in's Wasser. Weißer Gischt spritzt stäubend und brodelnd auf und für einen Moment läßt sich nichts mehr unterscheiden.

"Sie sind beide untergesunken, elend ertrunken!" ruft Corinna verzweifelt.

"Nein, sieh nur, mein Kind," spricht Frau von

Scheller in beruhigendem Tone, „da taucht Morton eben wieder auf . . . auch die beiden Bootsführer bemächtigen sich des Nachens auf's Neue und versuchen sich ihm zu nähern.“

„Aber Erna? Mutter, wo ist sie? Ich sehe sie ja nicht!“

„Erna kommt wohl auch gleich wieder zum Vorschein, es dauert dieses Mal nur länger als früher.“

Jetzt haben die Bootsleute endlich Morton glücklich erreicht — der Himmel sei gelobt!“ ruft Violet erfreut, doch im nächsten Moment fügt sie betrübt hinzu: „er scheint besinnungslos, sie ziehen ihn wie einen Leichnam an den Rahn.“

„Aber Erna? Mein Gott, sieht sie denn Keiner von Euch?“

Alle schweigen, einige bange Augenblicke vergehen.

„Seht Ihr sie noch immer nicht?“ fragt wieder die junge Frau voll Angst mit stoßendem Athem.

Wieder schweigt Alles, Niemand wagt's, der furchtbaren Ueberzeugung, die sich Jedem aufdrängt, Worte zu geben.

„Ist es denn möglich! . . . Kann Gott das wirklich zulassen? So jung, so lieb und glücklich — und jetzt todt auf dem Grunde des Sees — es ist furchtbar . . .“ spricht sie tief erschüttert, leise vor sich hin und steht dann schmerzversunken und theilnahmslos für ihre Umgebung da, bis das unglückselige Boot am Ufer angelangt und Morton, der eben aus seiner Ohnmacht erwacht, an's Land gezogen wird.

Verstört schaut er um sich. Das Haar hängt ihm in nassen, wirren Strähnen über die bleiche Stirn; nur mühsam hält er sich auf seinen Füßen. Da zuckt ein Strahl der Erinnerung über die geisterhaften Züge. „Wo ist mein Weib?“ fragt er wie sinnverwirrt die Umstehenden.

Keine Antwort.

Jetzt überkommt ihn die volle Gewißheit des Geschehenen mit furchtbarer Klarheit. „Ertrunken!“ schreit er markerschütternd auf und will abermals in's Wasser springen.

Die Bootsleute stellen sich ihm in den Weg.

„Ich sag' Euch — laßt mich, Leute! ich muß zu

ihr! ich muß sie finden . . . und sollt' ich sie auf dem Grunde des Sees suchen. Sie kann noch nicht todt sein! und wenn auch — ich will zu ihr.“

Die Leute wichen vor der ihnen unverständlichen Leidenschaftlichkeit theils erschreckt, theils unschlüssig zurück.

Jetzt trat Corinna dem schier Verzweifelten mit der ganzen Theilnahme und Innigkeit ihres Wesens entgegen. „Edgar,“ sprach sie weich und traurig, „folgen Sie mir, Sie opfern sich selbst nur ganz nutzlos und ringen dem Tode nichts Lebendes ab.“

„Und wie soll ich leben ohne sie? Ach, Corinna, Sie wissen, wie ich sie liebte,“ — er fuhr sich verzweifelt durch's nasse Haar — „ich kann's nicht glauben, nicht fassen, daß so viel Elend möglich ist!“

„Kommen Sie, mein Freund,“ sprach Corinna wieder mit sanfter Ueberredung und ergriff seine Hand, „folgen Sie mir; Adalbert und Almenau werden alle hier noch erforderlichen Anordnungen treffen . . . lassen Sie von der theuren Dahingegangenen reden.“

Sie mußte, daß dieses noch der einzige Trost für

den schwer geprüften Mann sein konnte; und er, den nach der bisherigen Energie plötzliche Abspannung zu überkommen schien, folgte ihr wie in halber Geistesabwesenheit zum Wagen und fuhr mit ihr davon.

„Wie kam es nur, daß Sie diese ungewöhnliche Fahrt unternahmen?“ unterbrach sie nach einiger Zeit mit leiser, von verhaltenen Thränen vibrierender Stimme Mortons dumpfes Dahinbrüten.

Er sammelte mühsam seine Gedanken, dann entgegnete er: „Wie Sie wissen, bewohnten wir jenseits des Sees ein reizendes kleines Landhaus —“ er hielt wieder inne und kämpfte mit seinem Schmerz und den ihn überwältigenden Erinnerungen; endlich fuhr er fort: „Wären wir nur direct zu der mit Ihnen verabredeten Partie gekommen — das Schreckliche wäre nicht geschehen! . . . Aber das Wetter war anfangs so schön und Erna — mein theures Weib —“ schaltete er vor sich hinflüsternd ein, „wollte durchaus erst noch ein wenig auf dem See spazieren fahren. Da änderte sich das Wetter plötzlich: es wurde finster und stürmisch . . . ich wollte eilends umkehren, sie wollte noch

weiter — das Schaukeln machte ihr Vergnügen . . . sie war fröhlich und ausgelassen wie ein Kind! Die Bootsleute riethen zur Heimkehr und so ließ ich unverzüglich wenden — allein zu spät . . . der Sturm brach plötzlich los und überkam uns wie ein Strafgericht Gottes — mir all mein Lebensglück zerstörend! Corinna, es ist zu entsetzlich!“

„Armer Freund, wie tief beklage ich Sie und wie bewunderte ich Sie zugleich, als Sie so heldenmüthig mit den todbringenden Wellen rangen, um Erna zu retten.“

„Was ich erlitten, ist dreifacher Tod! Zweimal hatte ich bereits das geliebte Weib den Wellen entrissen und war, sie fest an mich pressend, nur mit einem Arm rudernd, vorwärts geschwommen — da fühle ich plötzlich mit wahnsinnigem Entsetzen, wie ihr Körper schwer und immer schwerer wird. Voll maßlosem Schrecken starre ich ihr in's Antlitz — ihre Augen haben sich geschlossen; Todtenblässe bedeckt das liebe zarte Gesicht; ihre langen, blonden Haare fluthen aufgelöst wie ein Mantel hinter ihr drein. Ich fühlte

wie auch meine Kräfte mich verlassen wollten, wie auch mein Herz vor erlahmender Hoffnung still zu stehen drohte. Doch, ich schaute sie noch einmal an — zum letzten Mal!“ schrie er verzweifelt auf und schwieg dann wieder; mit mühsam zurück erlangter Fassung fuhr er endlich fort: „Ihr Anblick gab mir neues Leben. ‚Noch schlägt ihr Herz,‘ dachte ich, ‚noch ist nicht Alles verloren, nur jetzt noch rechtzeitig Hilfe,‘ und vorwärts arbeitete ich mich mit frisch belebtem Muth und mit einer Kraft, wie sie nur die höchste Liebe und tiefste Verzweiflung eingiebt... Da fährt jener Blickstrahl hernieder... ich fühle nichts mehr — als ich am Lande wieder zu mir kam, da wußte ich erst: daß die Wellen mir das geliebte Weib aus den Armen gespült hatten. All mein Ringen war vergeblich, denn meine Erna ist mir für immer entrisen! meine Erna ist todt... und sie war doch so glücklich und hatte das Leben so lieb. Ich kann's nicht fassen, daß ich sie wirklich verloren hab'!...“

Er schwieg erschöpft und starrte lange Zeit stumm, wie plötzlich im Schmerz versteint, vor sich nieder.

Auch Corinna schwieg. Zu mannichfaltige Gefühle stritten in ihrer Brust; endlich rang ein Gedanke sich klar durch: Wie innig, wie wahr ist diese Liebe, Erna mit sich retten oder mit ihr untergehen — hat er gewollt; ein Drittes gab es nicht für ihn! Tief bewegt, noch über den Schmerz um die geschiedene Freundin hinaus, sagte sie, ihre Hand auf Mortons Arm legend, und mit seltsamem Glanze, trotz der Thränen in ihren Augen: „Beklagen Sie Erna nicht! War ihr Glück auch nur von kurzer Dauer, so war es doch so groß und wahr, wie es in dieser Welt wohl nur selten gefunden wird; und, glauben Sie mir — um den Gewinn ‚solcher‘ Liebe von dem Manne, dem sie verbunden ist, gäbe manches andere Weib willig ihr Leben hin und verlöre der furchtbarste Tod seine Schrecken.“

Dankbar schaute Morton sie an und beugte sich auf ihre Hand. „Sie fanden das Wort, das mich in Zukunft vielleicht trösten kann — ja, sie war vollständig glücklich und durch meine Liebe — ich danke Ihnen.“

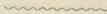
Der Wagen hielt. Die junge Frau überließ die

weitere Sorge für den beklagenswerthen Mann ihren Angehörigen und zog sich, selbst auf's Höchste erschöpft, in ihr Zimmer zurück.

Endlich allein, drückte sie die zarte, weiße Hand fest auf die wogende Brust, als empfinde sie da tief innerlich einen heftigen Schmerz. „Einmal hätte auch ich gern das Glück der Liebe in meinem Leben kennen gelernt, d. h. wie ich dieses Gefühl verstanden sehen will; hätte einmal nur in einer gleichstimmten Seele gleichem Empfinden begegnen mögen, und sollte . . . das Ende meines Lebens . . . auch —“

Sie versank in träumerisches, gestaltloses Sinnen; dann brach ein sehnächtiger Gedanke mit blitzartiger Helligkeit sich Bahn. „Wohl möchte ich einmal einem Manne begegnen, der mit innigem auch tiefes, andauerndes Gefühl verbindet, der mit Gluth im Herzen Reinheit und edle Gesinnung vereinigt, dessen starker Geist vorurtheilsfrei und selbstständig denkt, und dessen geistige und seelische Begabung ein harmonisches Ganzes bilden. Oder gibt's gar nicht eine Verkörperung meiner Ideen? Ist solch ein Wesen,

wie es mir vorschwebt, ein nie zu verwirklichendes
Phantasiegebilde und ist meine Auffassung zu ideal
für das wirkliche Leben? ... Und träte mir selbst einst
solch ein Mann entgegen — was hülfte es mir? . . .
Zu spät, zu spät! —“



IV.

Mehrere Wochen und Monate waren seit jenem traurigen Ereignisse, das in den weitesten Kreisen Theilnahme gefunden und das Corinna so tief erschüttert, dahin gegangen.

Der Major von Ahrenburg bewohnte längst wieder mit seiner Familie seine prachtvolle Villa bei Dresden und gab sich dem gewohnten unbeschäftigt geschäftigen Leben hin.

In dem Hinterzimmer eines eleganten Restaurationslokals in eben dieser Stadt, befand sich eine Gesellschaft eingeweihter Stammgäste um den grünen Tisch versammelt. Karten und Gold wurden mit schweigender, geschäftiger Routine von Hand zu Hand gegeben und flogen und rollten bunt durcheinander.

In den vorderen, nach der lärmenden Straße zu

gelegenen Räumen war freilich nichts davon wahrzunehmen, welch' heimlichem Vergnügen hier nachgegangen wurde. Da sah es nicht anders aus als in all derartigen Lokalen: viel flackerndes Gaslicht, viel hin und her schadhast gewordene Vergoldung; die stereotypen Plüsch-Divans neben den eben so stereotypen Marmortischen und dito Wiener-Stühlen und eine große Menge in Rohhalter eingeklemmte Zeitungen, mit den bald vergnügt lächelnden, bald interessirt oder gelangweilt dreinschauenden Consumenten der oft geist- und witzlosen Lectüre dahinter. Die Leute in diesem Lokale lasen harmlos die neuesten, häufig unzuverlässigen Nachrichten über den Stand der Politik, den schalen Stadtklatsch und die noch schaleren Anekdötchen, tranken ihren leichten Wein, ihre matte Kaffeelimonade oder sonst ein harmloses Gemisch dazu und gingen dann eben so harmlos wieder ihre Wege.

Die zuvor erwähnten, nach rückwärts, dem stillen Hof zu gelegenen Räumlichkeiten waren nur Wenigen zugänglich und auch von nicht ganz so harmlosen Naturen besucht. Etwas ganz Besonderes ging hier frei-

lich auch nicht vor — es setzte nur eben Mancher in diesen Zimmern sein Hab' und Gut auf's Spiel und brachte Frau und Kind an den Bettelstab. Hübsch ist das nun gerade nicht, doch gibt's immerhin Leute genug, die solches auch nicht übermäßig ehrlos finden, d. h. so lange das Glück den Taumelnden nicht dazu kommen läßt, das gewöhnliche Ende aller Spieler-carrièren zu erreichen. Daß ein Mensch überhaupt auf dergleichen Wegen wandelt, ist freilich nicht recht . . . aber es hat nun eben ein Jeder seine kleinen Schwächen, die man ihm lassen muß; und darum drückt die Gesellschaft, so lange der von solcher Leidenschaft Ergriffene nur im Gewinne bleibt, auch gefällig ein Auge zu. Doch schlägt einmal sein Stündlein und der Mann ist ruinirt — dann, ja dann wird der bisher so rücksichtsvoll Behandelte plötzlich ein großer Sünder und Jeder wirft den Stein auf ihn; und somit hängt in der Welt die Ehrenhaftigkeit eines Menschen oft nur an einem Kartenblättchen!

Victor Almenau, der talentvolle Künstler und lebenswürdige Gesellschafter, bei welchem ein Zug von

Genialität dem oberflächlichen Beobachter die innere Gehaltlosigkeit verdeckte, trat so eben, bleich und ab-
gespannt aussehend, vom grünen Tische zurück, und
sich Ahrenburg nähernd, der ruhig und bedächtig hin
und wieder einmal pointirte, forderte er ihn auf, für
heute des tüdischen Spiels genug sein zu lassen und
ihm in eines der kleinen Seitencabinette zu folgen.

Ahrenburg zögerte, bis Almenau ihm dringender
zuflüsterte; „Ich habe Dir etwas Besonderes zu sagen.“

„Geh’ mir voraus, ich folge bald nach,“ erwiderte
der Major und spielte ruhig weiter.

Almenau befolgte die erhaltene Weisung, betrat
eines der kleinen, höchst comfortabel eingerichteten Ne-
benzimmer und warf sich, sichtlich verstimmt, in einen
der auch hier unvermeidlichen Plüsch-Fauteuils, stützte
den müden, von durchschwärmten Nächten wüsten Kopf
in die Hand und flüsterte nervös erregt: „Es hilft
Alles nichts — sie muß mein werden! Längeres Bö-
gern wäre Thorheit. Zwar fällt’s mir schwer, der
schönen Frau für immer zu entsagen . . . Ach was!
Bei dieser Stolgen wäre mein Bemühen doch stets

so vergeblich geblieben, wie bisher — nicht einmal einen Blick gönnte sie mir!”

Ahrenburg trat ein. „Run, alter Junge,“ rief er laut und gut gelaunt in Folge eines eben einge-
strichenen Gewinnes, „Du schaust ja so bitterfüß aus,
als hätte Dir Jemand Deinen Salat gründlich ver-
salzen.“

„Darum gieße Du mir das fehlende Del hinzu
und mache ihn wieder genießbar.“

„Armer Kerl! Du hast bedeutend verloren und
Deine Maschine ist in's Stocken gerathen; und da
meinst Du nun, ich solle Dir die Geschichte wieder in
Gang bringen oder mit anderen Worten: das Loch,
das Du Dir gegraben, mit meinen guten Goldstücken
wieder füllen? Nein, weißt Du, alter Junge, meinen
Freunden borge ich, ein für alle Mal, aus Grundsatz
nie! Nichts ist der Freundschaft so verderblich, wie
borgen. Ich hab's Dir immer gesagt: laß das Spiel,
es ist nichts für Dich; Du hast darin nun einmal
kein Glück! Du kennst doch das alte Sprüchwort
von ‚der Liebe und dem Spiel?‘ Es ist auch nur

Gerechtigkeit, wenn Du Dein Glück in der einen mit Unglück im andern bezahlst."

"Wenn's Dir paßt, Ahrenburg, so verschone mich jetzt gefälligst mit Deinen guten Lehren und schlechten Sprichwörtern," entgegnete Almenau in verdrießlicher Stimmung.

"Ganz wie Du willst," brummte Ahrenburg dagegen, "mir auch recht! . . . Doch weshalb entzogst Du mich denn den Armen der Dame Fortuna? Kannst es wohl nicht vertragen, wenn ein Frauenzimmer einen Andern ein Bißchen freundlicher ansieht als Dich?"

Almenau wandte sich wie von des Majors Späßen gelangweilt ab und gähnte recht vernehmlich; dann raffte er sich, noch einmal seine theils simulirte, theils wirkliche Schläfrigkeit überwindend, auf, rückte dem Major näher und sagte vertraulich: "Laß uns einen Augenblick ernsthaft reden, Ahrenburg — wenn's Dir überhaupt heute Abend möglich ist. Ich will . . . ich möchte nämlich . . . solid werden und heirathen!"

"Daß Du's möchtest, will ich Dir gern glauben. Ob Du's aber kannst, das ist ein ander' Ding. Und

wen gedenkst Du denn mit Deiner Hand zu beglücken?“

„Violet, Deine Mündel und Deiner Frau Cousine.“

„So; das wäre für Dich freilich keine schlechte Partie. Aber weißt Du, jetzt möchte ich Dich freundschaftlich gebeten haben, Deine Spässe, wenigstens in der Beziehung zu lassen. Du hast heute bedeutende Verluste gehabt und da ich Dir nichts borge — natürlich nur aus Rücksicht für unsere Freundschaft — so willst Du Dir in anderer Weise helfen . . . Ich hab Dich ja eigentlich von Herzen gern, aber Leute wie Du taugen nun einmal nicht zum Heirathen. Du wirst Dich erinnern, ich hab's Dir oft gesagt: laß das Heirathen. Ja, wenn Du nicht spielen wolltest oder wenigstens Glück dabei hättest! Aber bei Deiner Unsolidität und Deinem Pech noch eine kostspielige Liebhaberei mehr — es geht wirklich nicht, Almenau, nein wirklich nicht.“

„Du bist freilich viel solider,“ warf Victor höhnisch dazwischen.

„Ich bin wenigstens kein Spieler,“ entgegnete der Major mit großem Selbstbewußtsein.

„Nein, das bist Du freilich nicht!“ hob Almenau wieder im selben Ton wie vorhin an, „Du bist nicht nur ‚kein‘ Spieler, Du bist auch ein außerordentlich edler und menschenfreundlicher Beschützer der Jugend und Unschuld.“

Ahrenburg zuckte zusammen. „Was willst Du damit sagen?“ fragte er gedehnt und eine gewisse Unruhe malte sich in seinen bisher so sorglosen Mienen.

„O, nichts Besonderes! Ich erfuhr nur neulich so ganz zufällig, daß Du in einer gewissen Vorstadt, in einer gewissen Straße und in einem gewissen Hause, häufig gesehen wirst und daß dort ein gewisses junges Mädchen wohnt, welcher Du Dich, natürlich bloß aus reiner christlichen Nächstenliebe angenommen hast.“

„Und wenn dem so wäre?“ fragte Ahrenburg, scheinbar durchglüht von der Reinheit seines Bewußtseins.

„Dann wäre es recht schön! Es ist aber einfach nicht so,“ entgegnete Victor trocken. „Besagtes Mädchen war früher Fabrikarbeiterin — Du fandest jedoch — natürlich nur aus christlichem Erbarmen und edler

Nächstenliebe — daß es für solch ein schwächliches, reizendes Geschöpf ein Verbrechen gegen die Natur sei, sie so angestrengt arbeiten zu lassen; und da das Mädchen zufälliger Weise ohne Verwandte da stand, so miethetest Du ihr jene kleine, niedliche Wohnung, von der ich eben sprach und besuchst sie dort recht häufig — wahrscheinlich aus humanistischen Rücksichten, um für ihre Bildung weiter zu sorgen, wie Du Dich zu Anfang ihrer schwächlichen Gesundheit angenommen. Du siehst, lieber Major, man hört und erfährt doch auch so „Mancherlei“ von den „soliden“ Männern.“

„Hör’ mal, Victor, laß uns jetzt ein vernünftiges Wort mit einander reden. Jede Sache hat so ihre zwei Seiten — das wirst Du mir wohl zugeben? Siehst Du, ich liebe meine Frau wirklich . . . aber sie ist so stolz und kühl, sie gehört zu jenen Menschen, deren hohen Ansprüchen so leicht nichts in der Welt genügt: sie will oft anders behandelt sein, als es bei meinem Naturell möglich ist — da ist sie denn mitunter so abweisend und in sich verschlossen . . . und da, lieber Victor, hat man’s eben gern, wenn solch

ein ‚Geschöpf von unserer Gnade‘ uns mit andern Augen ansieht, uns umschmeichelt und schön thut und uns immer mit offenen Armen empfängt. Ach Gott, es ist ja auch nur ein kleines Nebeninteresse und ist ja auch schon halb wieder vorüber.“

„Lieber Ahrenburg, vor mir bedarf es wirklich nicht so vieler Entschuldigungen. Ich gehöre wahrlich nicht zu den Menschen, deren ‚hohe Ansprüche‘ gleich etwas am lieben Nächsten zu bekritteln finden — ich verlange nur für mich dieselbe Rücksicht. Also mache mir in meiner Angelegenheit keine unnützen Weitläufigkeiten! Violets Hand und Vermögen — und auf der andern Seite mein Schweigen; wo nicht — nun, dann auch nicht länger diese unnütze Discretion meinerseits, die ich eigentlich bisher schon fast zu weit getrieben.“

„Aber, das wäre ja eine Abscheulichkeit!“ rief Ahrenburg empört.

Almenau lachte. „Spare den Pathos Deiner schönen ästhetischen Gemahlin gegenüber. Bei mir kannst Du es billiger haben. Ich fürchte übrigens, Deine Frau

denkt nicht liberal und einsichtsvoll genug, um Alles das so natürlich zu finden wie Du und ich, und die Folge, wenn sie etwas davon erführe, möchte für Dich — bei der ‚Liebe‘ zu Deiner Gattin — eine vielleicht recht empfindliche sein.“

„Du wirst aber doch nicht solch schmählischen Verrath an unserer Freundschaft begehen? Bedenke nur daß Du unserer Familie eigentlich Deine ganze Existenz verdankst.“

„Die Behauptung ist denn aber doch etwas stark!“ fuhr Almenau auf.

„Aber gerechtfertigt! Hätte mein Vater nicht einst seinen damals blutjungen Lieutenant vor einem feindlichen, tödtlichen Hiebe bewahrt — von woher die Freundschaft unserer, im Alter ziemlich verschiedenen Väter stammte — so hättest Du wohl nie das Licht der Welt erblickt. Und dann, als Du Dich später sehr gegen den Wunsch Deines Vaters, der Dich dem Militärstande bestimmt, der Künstlercarrière zuwandtest, wer war es da wieder, der den alten Mann mit dem Wechsel, der ihm durchaus nicht behagte, ausjöhnte? wer anders, als ich!“

„So betrachtet ist freilich viel Wahres an dem, was Du sagst. Im Uebrigen finde ich es auch recht hübsch von Dir, daß Du mir Eure Wohlthaten so vorhältst — trotzdem kann ich meinen nun einmal gefaßten Entschluß nicht ändern! Unsere Partie steht überdies in dem jetzt vorliegenden Falle ganz gleich; hier heißt es einfach: Dame gegen Dame. Kreuzst Du mir meinen beabsichtigten Schachzug, so biete ich Dir: échec à la reine, und dann wollen wir einmal sehen, wer die Partie gewinnt, Du kluger Spieler und solider Mann!“

Ahrenburg war immer nachdenklicher geworden. Endlich entgegnete er, bedeutend weniger zuversichtlich als zuvor: „Gieber Victor, gegen Dich persönlich habe ich durchaus nichts. Du weißt es ja, wie gerne ich stets mit Dir zusammen bin, wenn Du mir nur versprechen wolltest, das Spielen wenigstens zu lassen.“

„Ja, das verspreche ich Dir, warum sollte ich das nicht?“ entgegnete Victor lachend. „Aber Sorge nur, daß Violets zweiter Vormund, der Oberst von Stein-

berg, mir keine Schwierigkeiten macht; übrigens hast Du ja die Hauptstimme bei dieser Angelegenheit."

"Das Beste wird wohl sein," entgegnete Ahrenburg, immer nachgiebiger und Victor's Wünschen zugänglicher gestimmt, „daß der Dich nur von Deinen guten Seiten kennt, was freilich bei der Ferne, aus der er Dich zumeist genießt, kein Wunder ist. Er nannte Dich noch neulich einen liebenswürdigen und talentvollen jungen Mann."

"Nun, dann mache Du ihn in seiner anerkennenswerthen Einsicht nur nicht wieder irre; sie ist jedenfalls eine viel vernünftigere als Deine und ich würde Dir zu Deinem eigenen Besten rathen, Dich zu der seinigen zu bekehren."

"Ich sagte es Dir ja schon, daß ich Dich gern habe und fürchte nur: Violett selbst könnte vielleicht —"

Almenau lachte ungenirt laut auf. „Darüber sorge Dich erst recht nicht, alter Freund! Ihr gegenüber brauchst Du wahrlich nicht den tyrannischen Vormund zu spielen, der sein Mündel mit Gewalt an den Altar

schleppt; die kommt schon ganz sanftmüthig und bereitwillig von selbst, sobald ich ihr nur die Arme entgegen breite.“

„Wenn Du dessen so sicher bist, dann wird mir freilich kaum etwas Anders übrig bleiben, als die Angelegenheit bestmöglichst zu arrangiren.“

„Aber bitte, Sorge, daß das Arrangement nicht zu lange dauert. Du weißt, liebster Ahrenburg, ich bin etwas ungeduldiger Natur und bei Deiner Liebe zu Deiner Gattin wirst Du meine liebende Sehnsucht wohl zu beurtheilen verstehen.“

Der Major griff verdrießlich nach seinem Hute.

„Willst Du so früh schon nach Hause? Die theure Gehälfte erwartet Dich wahrscheinlich?“ hob Almenau wieder an, „oder machst Du erst noch einen kleinen Spaziergang zur — Abkühlung, nach der hier unerträglich schwülen Luft.“

„Wenn solche Luft, wie diese hier, Dir nur nicht einmal schlechter bekommt als mir, mein lieber Victor,“ erwiderte der Major mit großem Nachdrucke und fügte dann schlau lächelnd hinzu: „Ich hab’s Dir ja immer

gesagt: gewöhne Dir bei Zeiten das Solidsein an, Du kannst nicht wissen, wie es Dir noch einmal nützen kann.“

Damit drückte er die Thür hinter sich in's Schloß und Almenau entfernte sich ebenfalls, dem guten Rathe und Beispiele seines Freundes folgend.

V.

In einem traulichen Gemache der mit allem Comfort und aller Elegance der Jetztzeit geschmackvoll eingerichteten Villa des Majors von Ahrenburg ruhte Corinna auf einer Chaiselongue in jenem dolce far niente, das natürliche Anlage und nicht Studium erfordert, um es graciös erscheinen zu lassen.

Ihre Gestalt umschloß ein taubengraues, mit rosa Einkantungen verziertes Gewand und die ganze Umgebung war wie dazu geschaffen, um einen passenden Hintergrund zu dem anmuthigen Bilde, das die junge Frau in ihrer Stellung bot, zu ergeben.

Durch springenfarbige, seidene Vorhänge mit reichem Spitzenbesatz fiel das gedämpfte Tageslicht mit rosigem Scheine in's lauschige Boudoir. Stoff von derselben Farbe wie die Vorhänge, bedeckte Kissen und

Polster der aus Apfelholz kunstvoll gefertigten Meubles und grüne Blattpflanzen standen, geschmackvoll zu Gruppen in Blumentischen geordnet, oder vereinzelt in Jardinièren dazwischen. Den schönsten Schmuck bildeten einige vorzügliche Oelgemälde — deren Motive von dem feinen, sinnigen Geschmacke der Bewohnerin dieses Gemaches Zeugniß gaben — und eine Nachbildung der Venus von Milo in verkleinertem Maßstabe, aus weißem Marmor inmitten einiger hoher Palmen.

Was Reichthum und guter Geschmack vermögen, um einen Wohnraum behaglich und schön zu gestalten, war hier vereinigt, — trotzdem fühlte Corinna sich in demselben nicht glücklich, trotzdem wollte ihr dieses von Kunstfinn und Luxus geschaffene Paradies nicht genügen, denn ihr hatte einst von einem andern, von einem geistigern geträumt!

Eins zu sein mit dem Manne ihres Herzens, eins in Gedanken und Empfinden, verstehen und verstanden werden bis in die tiefsten, geheimsten Regungen des Seelenlebens, das war ihr glühendster Wunsch gewesen, und dieses Glück war ihr eben ein verschlossenes Pa-

radies, weil sie sich und den Mann ihrer übereilten Wahl nicht richtig erkannt, weil sie das für wahres, tiefes Gefühl gehalten, was von Ahrenburgs Seite doch nichts als äußerliches Wohlgefallen an ihr und Vergötterung seiner selbst in einem andern Wesen, das bald ganz sein eigen sein sollte, gewesen war, und weil sie den unruhigen, sehnsüchtigen Zustand des eigenen Herzens gleichfalls irrthümlicher Weise für Liebe zu ‚diesem‘ Manne gehalten, obgleich es in Wirklichkeit nur Liebe zu einem selbstgeschaffenen Ideale war. Ihr schlichter Kindersinn hatte damals noch keine Ahnung von dem oft erbärmlichen Innern vieler Menschen, das erst dann sichtbar wird, wenn einmal die Maske fällt und man im intimen Umgange Gelegenheit findet, der Seele des Andern auf den Grund zu schauen. Da verdeckt denn freilich die äußere Form nicht mehr die oft so abschreckende, innere Nacktheit.

Allmählig nur lernte sie Welt und Menschen erkennen und ihrem richtigen Werthe nach schätzen, und als es furchtbar in ihr tagte — da war es zu spät gewesen! Das Lebensloos war gezogen, der

Würfel gefallen — das Schicksal mußte ertragen werden!

„Und hätte ich damals,“ fragte sie sich jetzt wieder, „mein Leben doch anders gestalten sollen? Wäre ich dann wohl glücklich geworden? Hätte Werner mich vielleicht geliebt, wie Morton seine Erna? . . . Wie bestürmte er mich damals, Adalbert aufzugeben, als er einen Tag, nachdem ich mein Jawort gesprochen, bei uns eintraf; wie bat er mich, seine Liebe anzunehmen, da die andere mich doch nicht glücklich machen würde. Welch prophetischer Geist sprach zu jener Stunde aus ihm! . . . Sein Wesen war mir außerordentlich sympathisch . . . Wir hatten uns länger als ein Jahr nicht gesehen, er hatte seine Studien beendet und wollte jetzt Jahre warten — wenn ich ihm in Zukunft angehören mochte. Ich hatte den Freund meiner Kindheit gern, doch ich glaubte auch Adalbert zu lieben und wollte mein eben gegebenes Wort nicht brechen. Auch Erna redete mir zu, an dem bereits geschlossenen Bunde fest zu halten; später, als sie sah, wie ich oft litt, bereute sie es freilich. Vielleicht beeinflussten mich ihre Reden? Wie dem auch

war, jedenfalls sprach die Stimme in meinem Herzen nicht laut genug für Werner! Als ihm keine Hoffnung blieb, verließ er uns eilig und ich habe in Jahren kaum wieder ein Wort von ihm gehört. Ich zürnte ihm damals, daß er nicht einmal meiner Trauung beiwohnen wollte — was wußte und verstand ‚ich‘ vom Leben?... Ich hielt Adalbert mein Versprechen, wie ich's gelobt,“ fuhr sie, unruhig werdend, in ihrem Denken fort, „aber von dem erhofften Glück habe ich an seiner Seite nichts gefunden! Meine Ideale liegen zertrümmert, nur will ich noch immer nicht glauben, daß es überhaupt ‚keine‘ gibt!... Einen umfassenden Einfluß, wie ich mir einst einbildete, habe ich leider auf ihn nicht ausüben können. Er ist allmählig immer tiefer in Materialismus versunken,“ setzte sie mit aufwallender Bitterkeit hinzu, „während meine Seele immer sehender dem Höhern zustrebt, und somit ist jede geistige Gemeinschaft zwischen uns zur Unmöglichkeit geworden. Mich haben innere Leiden, Täuschungen und ein offener Blick in die Außenwelt, nachdem es erst einmal klar vor meinen Augen wurde, geistig gereift und wachsen

lassen. Ich wundere mich nur“ — sie lächelte wehmüthig vor sich hin — „daß mein Herz darüber ausgedauert hat und nicht längst gebrochen ist.“

Ein Geräusch von schweren Fußtritten ließ die junge Frau zusammenfahren. Sie hatte über ihre Gedanken ihre Umgebung, die ganze übrige Welt vergessen. Mit lautem, lärmendem Wesen trat der Major in das bisher so friedlich stille Gemach.

„Denke Dir nur, Corinna,“ hob er, einen offenen Brief in der Hand schwenkend, geschäftig und zugleich heimlich den Eindruck seiner Worte beobachtend, an: „Altenau hält eben bei mir, als Violets Vormund. um ihre Hand an. Das freut mich eigentlich . . . recht sehr. Victor ist ein braver Bursche! Zwar ein bißchen leicht; nun, das waren wir in unserer ersten Jugend mehr oder weniger Alle. Er ist leider unbemittelt — das ist freilich ein großer Fehler! aber sie hat Geld genug für Beide und somit gleicht sich das wieder an. Das meinte er wohl auch. Glaubst Du nicht?“ unterbrach er sich plötzlich mit dieser Frage, und fügte dann, ohne eine Antwort abzuwarten, schnell hinzu: „Spricht

da in seinem Briefe von ewiger Liebe und Italien, Kunst und glänzender Zukunft, die ihm bei seinem Talente gar nicht fehlen könne, wie er sagt, doch die pecuniären Verhältnisse berührt er mit keinem Wort!“ Er zögerte abermals und wartete, ob sie keinen Einwand erheben würde, dann schloß er hastig mit seiner gewohnten Ueberlegenheit: „Aber so sind nun einmal diese unpraktischen Künstlernaturen!“

Corinna stimmte durchaus nicht in die lebhaft geäußerte, scheinbare Freude ihres Gemahls mit ein. Ihr bot Almenaus unzuverlässiger Charakter nichts weniger als Garantie für Violets Glück. Allein sie wußte aus Erfahrung, daß ihr Widerspruch weder bei dem Major noch bei ihrer Cousine etwas genützt hätte; hier stand ihr das liebende Herz des Mädchens, dort der Eigensinn, wie sie wähnte, für die einmal gefaßte Idee entgegen.

„Ich hätte Violet wohl einen andern Mann gewünscht,“ entgegnete sie, „in dieser Verbindung sehe ich für sie keine glückbringende Zukunft und mir persönlich sagt Almenaus Wesen und ganzes Sein auch

nicht genug zu, als daß ich mich freuen könnte, ihn zu meiner Familie in nähere Beziehung treten zu sehen. Auch fürchte ich, sie liebt ihn bei Weitem mehr, als er sie.“

„Ach, was Ihr Weiblein Alles herausflügelt! Bei Euch müssen ‚die Zwei‘ immer zu einander passen, wie das ‚i‘ und sein Tüpfelchen darauf. Nach ‚Wesen und Sein‘ frag’ ich nicht! aber er hat mir selbst gesagt, daß er sie liebt, gerade so, wie ich Dich!“

Ein vielsagender Blick fiel dabei auf ihren halb-entblößten Arm, von dem der Spitzenärmel zurückgefallen war. Sie erhob sich hastig und ging, um Violet, welche mit Frau von Scheller einen Seitenflügel der Villa bewohnte, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

Das junge Mädchen, dessen lang und still gehegtem, sehnlichsten Wunsche endlich Erfüllung wurde, war tief bewegt und Frau von Scheller nahm lebhaft Theil an dem vermeintlichen Glücke ihrer Nichte, deren Träume und Wünsche ihr längst kein Geheimniß mehr waren. Corinna versuchte zwar auch hier noch einige Einwände;

allein, wie sie voraus gesehen, ganz vergeblich. Violet wollte sich durch keine Vernunftgründe ihre Freude trüben lassen. So schwieg Corinna und wünschte ihr all' das Glück, an dem ihr eigenes Herz sich so bettelarm fühlte, wünschte ihr all den Frieden, der auf immer von ihr gewichen. Daß es so war — sie sprach es nicht aus, sie sagte es nicht einmal der Freundin und auch nicht der Mutter — sie fühlte es nur tief innerlich und wünschte Violet, die sie wie eine Schwester liebte, vor ähnlichem Leid bewahrt zu sehen.

Nach dem ersten, intimsten Gedankenaustausch begaben sich die Damen zu dem Major, damit auch er der jungen Verwandten seine Glückwünsche darbringen könne. Frau von Scheller, welche der gewandte und talentvolle junge Maler schließlich auch für sich einzunehmen gewußt, nahm fast mütterlichen Antheil und Corinna vergaß unter der allgemeinen freudigen Erregung ihre trübe Anschauung und besondere Beurtheilung dieses Ereignisses; war es doch auch möglich, daß sie zu schwarz sah und daß Almenau allmählig ernster und gediegener wurde. Gemeinsam wurden Anordnungen

und Einrichtungen für die Zukunft besprochen und in Aussicht genommen.

„Ich kann also Victor melden, daß sein Besuch Dir nicht unangenehm sein wird?“ scherzte der Major gegen Violet und sich dann an seine Frau wendend, fügte er halb fragend, halb bestimmend hinzu: „Und wie ist es damit, morgen Abend feiern wir doch das Verlobungsfest — nicht wahr?“

„Wenn Ihr es denn alle so wünscht — ja,“ lautete die etwas zögernd gegebene Zustimmung.

„Und laden den Doctor Werner Scharfenhorst, der seit zwei Tagen wieder in seiner Vaterstadt weilt, gleich mit ein,“ erzählte und fragte Ahrenburg abermals gleichzeitig.

Die junge Frau überließ die Antwort ihrer Mutter und wandte sich mit sonderbarer Hast dem Fenster zu, als erblicke sie dort plötzlich etwas außerordentlich Anziehendes.

„So ist Scharfenhorst doch endlich des Umherstüßwärmens in fernen Ländern und unter fremden Menschen müde geworden,“ entgegnete Frau von Scheller.

„Und gedenkt er sich jetzt hier bleibend niederzulassen oder ist sein Aufenthalt in Dresden wieder nur ein zeitweiliger? ein kurzer Ruhepunkt, eine Zwischenstation für den Kosmopoliten?“

„Schwiegermama, das fragen Sie ihn morgen Abend lieber selbst! Das ist mir Alles viel zu gelehrt und dürfte er schließlich auch besser zu beantworten wissen als ich. Uebrigens habe ich jetzt Wichtigeres zu thun, als hier meine Zeit zu verschwäzen! Muß nach Küche und Keller sehen, die Diener beordern, die Einladungen besorgen, an Victor schreiben und zum Weinlieferanten gehen, und sonst gibt's noch Tausenderlei, worauf ich Alles zu achten habe, denn, wenn ich nicht an Alles denke und für Alles und Jedes Sorge, wird doch nichts Geseheidtes daraus!“ schloß er mit einem unfreundlichen Seitenblick auf seine still und in Gedanken versunken daisigende Frau.

Jene Frage der Mutter nach Werner hatte sie seltsam berührt. War ihr doch endlich eine Ahnung gekommen, was den Jugendfreund bisher nicht in ihrer Nähe geduldet, was ihn Jahre lang von Land zu Land

gehezt. „Und wie wird er jetzt sein? Was hat das Leben aus ihm gemacht? Wie wird unser Zusammensein sich gestalten — jetzt, da er als gereifter Mann wiederkehrt —“ so jagte eine Frage die andere in ihrem bewegten Herzen und ließ sie weder auf Ahrenburgs Worte hören noch seinen Seitenhieb beachten.

„Haltet mich nicht länger auf; ich habe alle Hände voll zu thun und weiß kaum wo mir der Kopf steht und was ich zuerst beginnen soll,“ redete der Major sich selbst in Hitze hinein, als müsse er gegen ein längeres Zurückhalten, obgleich Niemand daran dachte, energischen Protest einlegen. „Ihr wißt's ja, ich habe keine Minute zu verlieren! Also: Koch und Diener beauftragen, Keller inspiciren, Victor schreiben und zum Weinlieferanten gehen,“ memorirte er nochmals seine sich selbst gestellte Aufgabe und wandte sich dabei mit solcher Hast zum Gehen, daß er fast den kleinen Eddy, dessen leises Nahlen Niemand auf dem teppichbelegten Fußboden gehört, umgestoßen hätte.

Der zarte Knabe, bei der raschen, unvorhergesehenen Wendung des Majors, hart von der schweren Hand

des Vaters getroffen, schrie laut auf und bog mit allen Zeichen des Schreckens zur Seite, worüber Ahrenburg, stets leicht gereizt, ihn kräftig an die Schulter faßte und ihm, ihn derb schüttelnd, zurief: „Willst Du wohl nicht gleich solch ein Geschrei erheben, Du verweichlichtes Bürschchen!“

Diese wenig beruhigende Behandlung veranlaßte das Kind natürlich zu nur noch heftigerem Weinen und ließ ihn mit verstärkter Angst zur Mutter hinstreben, abermals ein Umstand, der den Major noch mehr erzürnte, da ihm dadurch die stete Bevorzugung der Mutter vor ihm wieder auf's Neue in Erinnerung gebracht wurde. In seiner väterlichen Eitelkeit tief verletzt, wandte er seinen Aerger jetzt gegen Corinna.

„Das sind Alles die Folgen Deiner miserablen Erziehung!“ fuhr er sie an, als sie herbeieilte, den weinenden Kleinen zu sich auf's Sopha setzte und sein blaßes, von mühsam verhaltenen Thränen zuckendes Mündchen mit einem Kusse schloß.

„Es ist eigentlich nicht der Mühe werth, sich um Kinder und Weiber willen so zu ärgern,“ sprach er darauf,

zwar noch immer grollend doch bemüht, sich selbst zu beruhigen. „Das aber sage ich Dir,“ — er drehte sich, wieder heftiger werdend gegen seine Frau herum — „mir ist dieses weichliche Wesen an dem Jungen verhaßt, und wenn es nicht bald anders wird, dann spreche ich nächstens mit dem nichtsnutzigen, kleinen Burschen ein Wort und das hilft vielleicht besser, als die Küsse seiner süßen Mama!“ schloß er höhnisch.

Während dieser unangenehmen Scene war auf die Schwelle des benachbarten Salons eine hohe, leicht nach vorn geneigte Männergestalt getreten, und ein sonnengebräuntes, von schwarzem Haar und dichtem langem Bart umrahmtes Gesicht richtete erwartungsvoll seine Blicke auf die Gruppe im Nebenzimmer.

Da Niemand die Meldung des vorausschreitenden Dieners beachtet hatte, war der Fremde unfreiwilliger Zeuge des ganzen peinlichen Vorgangs geworden. Den Major beherrschte vollständig sein aufbrausendes Temperament, Corinna ihr gekränktes Muttergefühl, und die beiden anderen Damen, die sich, leise mit einander flüsternd in eine Fensternische zurückgezogen, hatten jetzt

nur Sinn und Gedanken für Braut-Bisiten, Braut-Toiletten und Alles das, was einem jungen Mädchen und einer alten Frau in solchem Falle von höchstem Interesse scheint.

Auf eine erneute Meldung betrat jetzt der Major den Salon und sah sich hier einem ernsten, fast zürnenden Antlitz gegenüber und eine feste, leise, weil jetzt absichtlich gedämpfte Männerstimme redete ihn nach leichter Verbeugung etwas zögernd folgender Weise an: „Verzeihung, Herr Major, wenn ich bei meinem ersten Eintritt in Ihr Haus unfreiwilliger Zeuge jener Familien-Szene wurde und Ihnen in Bezug darauf nichts Angenehmes zu sagen mich fast gezwungen fühle.“

„Bitte, Herr Doctor Scharfenhorst — denn den habe ich doch wohl die Ehre vor mir zu sehen, so viel ich mich von früher her erinnere,“ unterbrach Ahrenburg in conventionellem Tone, „nehmen wir vor allen Dingen Platz.“

„Sie müssen nämlich wissen, Herr Major,“ hob Werner Scharfenhorst darauf abermals an, daß ich neben meinen philologischen Studien, aus eigener Lieb-

haberei, auch medicinische getrieben habe, und da halte ich es nun als halber Arzt für meine Pflicht, Ihnen, Ihrem Söhnchen gegenüber, die schonendste Behandlung an's Herz zu legen . . . das kleine zarte Wesen sieht nicht wie für diese Welt geschaffen aus," fügte er noch leiser sprechend hinzu, als fürchte er, der schwächste Hauch seiner Stimme möchte das Ohr der jungen Mutter im Nebenzimmer treffen.

„Mein lieber Doctor," entgegnete Ahrenburg ruhig und mit gewissem Aplomb, es ungewiß lassend, ob er seiner eigenen Ansicht mehr vertraue oder damit bloß ausdrücken wolle: kümmere Dich nicht um anderer Leute Angelegenheiten — „mein lieber Doctor, solch scheinbar zarte Wesen haben oft gerade das zäheste Leben und so wollen wir uns denn über meines kleinen Jungen Gesundheit nicht weiter in nutzlose Erörterungen einlassen.“

Scharfenhorst fühlte sich von dieser kühlen, abweisenden Antwort im höchsten Grade unangenehm berührt und es entstand eine peinliche Pause, die eben zur rechten Zeit durch Corinnas Eintritt unterbrochen wurde.

Bartes Roth lag auf ihren Wangen, als sie ihm, dem Jugendfreunde und treuen Gefährten ihrer frohen harmlosen Kinderjahre, die Hand zum Willkommen bot. Sorglose Mädchenjahre hatte sie ja eigentlich keine gekannt, denn kaum waren die Kinderschuhe ausgezogen, so traten die Pflichten der Hausfrau und Mutter an sie heran.

Er erwiderte ihre von Herzen kommende Begrüßung in weltmännischer, anscheinend gänzlich unbewegter Weise und fast — so wollte es wenigstens Corinna bedünken — um einen Hauch wärmer begrüßte er Violet und ihre Mutter, welche jetzt gleichfalls herbei kamen, um den lang entfernt Gewesenen mit theilnehmender Freundlichkeit in der Vaterstadt willkommen zu heißen.

Corinna berührte seine zur Schau getragene Gleichgültigkeit unsympathisch, empfand sie doch mehr als je zuvor das Bedürfniß, in ihm einen wahren Freund wiederzufinden. Wenn sie sich bisher unbestanden und einsam in ihrem Geistesleben gefühlt, dann waren ihre Gedanken mitunter zu dem Jugendgefährten hingeeilt und hatten sich von ihm ein Bild geschaffen,

dem er in der Gegenwart mit seinem fühlen, fremden Wesen nicht entsprach. Und da er sich, wenn auch nicht wesentlich, so doch anders gegen ihre Mutter und Violet als gegen sie zeigte, so sprach sie, diese Veränderung sich zu erklären suchend, bei sich selbst: „Du bist ihm inzwischen wohl zu alt und langweilig geworden! Er hat die Frauen der halben Welt gesehen und darüber die einstige kleine Freundin gänzlich vergessen.“

Und er dachte: „Corinna ist schöner, als sie es je mit ihren siebenzehn Jahren gewesen ist! Damals war es der Liebreiz eines anmuthigen Kindes, jetzt ist es die durch Leiden vergeistigte Schönheit des vollbewußten Weibes.“ Dann streifte ein schneller Blick den von materiellem Wohlleben strotzenden, durch keine geistige Unruhe in seinem Dasein gestörten Mann an ihrer Seite und ein tiefes Wehgefühl um die Jugendgeliebte und noch immer nicht Vergessene durchzog seine Brust. Es hätte jener Scene vorhin, deren zufälliger Zeuge er geworden, kaum bedurft, um ihm, dem feinen Beobachter und Menschenkenner, ein deutliches Bild von dem

ganzen innern Glend ihres Leben zu geben. Vor ihr niederknien hätte er mögen, und hatte doch kaum ihre Hand zu berühren gewagt, aus Furcht, seine äußere Fassung zu verlieren.

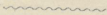
Corinna überwand bald den ersten peinlichen Eindruck, und, ihrem anfänglichen Versinken ein schnelles Ende bereitend, begann sie als liebenswürdige Hausfrau und weltgewandte Dame den Gast zu unterhalten. Es war eben keine schwierige Aufgabe, mit dem begabten und weitgereisten Manne eine Conversation anregend zu gestalten, und ihm gegenüber, wo sie sich gern und frei aussprach, flossen ihr jetzt die Worte voll geistreicher, oft witziger Wendungen, mit solcher Gedankenfülle von den Lippen, daß Scharfenhorst mit Verwunderung ihre geistige Entwicklung wahrnahm und mit Entzücken ihrer Rede lauschte. Zugleich machte ihn jedoch ihre äußere Ruhe und Elasticität an ihrer Empfindungsfähigkeit irre und er argumentirte mit Bitterkeit bei sich: „Hätte sie je etwas Tieferes für mich empfunden, es fehlten ihr wohl in diesen ersten Augenblicken des Wiedersehens die sprudelnden Geistesfunken,“

und entschlossen setzte er hinzu: „So soll die Stolze, die mich schon einmal abwies, wenigstens nicht sehen, daß ich immer noch um sie leide . . .“ und jetzt gab auch er sich dem Gespräche, bei dem er sich bisher mehr passiv verhalten, mit größerem Eifer hin und blendete förmlich durch seine beredte Dialektik.

Und was erreichten sie Beide dadurch? Ihren Zweck vollkommen, sich gegenseitig über einander zu täuschen und einander glauben zu machen, es sei das einst so reiche Empfinden und die Gemüthstiefe im lauten, bunten Weltgetriebe verloren gegangen. Doch war das wirklich ihr Wunsch?

So geht es aber oft im Leben, wir schließen mit unseren Wünschen über's Ziel hinaus und hassen, was wir wünschten — ist's erreicht! Wonach wir erst mit Eifer getrachtet, möchten wir nun gern ungeschehen machen, und so drehen wir uns immerfort in einem Kreise der Irrungen; glauben mitunter den Ariadne-Faden in Händen zu halten und finden schließlich, daß es ein Irrgarn war, welches, statt aus dem Labyrinth hinaus, uns in nur noch größeren Wirrwar des Lebens

hineinführte. Nur plötzliches, energisches Zerhauen des gordischen Knotens kann in manchen derartigen Fällen noch Rettung bringen — doch bedarf's dazu eines festen, selbstbewußten Willens, einer starken, sichern Hand, gleich der Alexanders des Großen. Wehe dem, der solcher Aufgabe nicht gewachsen ist und doch dieses Wagestück unternimmt. Da theilt der zitternde Hieb nicht vollständig; der Knoten wird nicht zerschnitten, sondern zersezt und an den Fasern, die auf beiden Seiten hängen bleiben, geht manch ein Menschenleben zu Grunde.



VI.

Die Kirchthüren stehen weit offen; das gaffende Volk tritt zur Seite; eine glänzende Versammlung verläßt den heiligen Raum. Violets Verbindung mit Almenau ist eben eingesegnet, und jetzt schreitet die blütenweiße Gestalt der Braut am Arme ihres jungen Gatten über die Schwelle des Gotteshauses.

Ein lautes, bewunderndes „Ah“ empfängt das liebe Mädchen, das in ihrem mattweißen, schweren Seidenkleide, mit dem duftigen, weißen Schleier und mit den vor innerer Erregung blassen Wangen in der That einen reizenden Anblick bot.

Konnte man sie mit einer thaufrischen weißen Rose vergleichen, die nach sanftem Sommerregen, anmuthig den Kelch gesenkt, wie träumend, dasteht, so erinnerte der Anblick Corinnas, deren Fuß jetzt unter dem

gothiſchen Kirchenportale einen Moment zögernd inne hielt, ſo daß die ſtolze Geſtalt im blauen, lang nachſchleppenden Sammetkleide und mit den weithin ſtrahlenden Brillanten, wie von einem Rahmen umgeben, daſtand, an eines jener Madonnenbilder alt-italieniſcher Meiſter oder auch an den Himmel mit ſeinen Sternen, und räthſelhaft wie dieſe ſchauten ihre großen, dunkeln Augen die Menge an, die in ſtummer Ehrfurcht vor der hoheitsvollen Erſcheinung einen Schritt zurücktrat und ihr unaufgefordert Platz machte.

Almenau half ſeiner Braut in den Wagen. Die übrigen Gäſte folgten. Corinnas Equipage fuhr vor und Werner, der ſich, mit ihr einige Worte wechſelnd, biſher in ihrer Nähe gehalten, trat jetzt in faſt auffälliger Weiſe einige Schritte zurück, und ſtatt den kleinen Ritterdienſt bei ihr zu verſehen, wie es ſo natürlich geweſen wäre, machte er mehreren anderen, ſich dazu herandrängenden Herren bereitwilligſt Platz.

Sollte er ſich auch noch bemühen, wo ſchon ſo viele Andere wartend und ſüß lächelnd daſtanden? Daß fiel ihm nicht ein! Nur an ihrem Triumphwagen

mit ziehen helfen? dazu war er sich selbst zu gut! Daß sein Herz stürmisch pochte, wenn er sie nur ansah, konnte er freilich nicht hindern; doch es ärgerte ihn fast, und als sie sich jetzt, über seine gesuchte absichtliche Vernachlässigung verlegt, abwandte, denn sie war an Zuborkommenheit und Liebenswürdigkeit aller Art gewöhnt und auch verwöhnt, und eines jungen Husaren-Rittmeisters Bemerkungen mit freundlichem Lächeln erwiderte, da zog sich seine Stirn in finstere Falten und er sprach grollend zu sich selbst: „Gefallsüchtig sind sie doch stets, darin bleiben sie sich Alle gleich, auch die Besten ihres Geschlechts!“ Und Corinna lehnte sich in ihre Wagenecke zurück und dachte: „Um wie viel liebenswürdiger war er doch früher, wie steif und unfreundlich hat ihn die Welt gemacht!“

In den, dieser Hochzeitsfeier vorhergehenden Wochen, welche in regem gesellschaftlichem Verkehr verflossen waren, da Violets Verlobung manches Fest nach sich gezogen, waren Werner und Corinna einander oft begegnet. Doch es schien, als wäre ein Reiffrost auf die einst so warme Freundschaft gefallen. Wie heute, hielt

er sich auch sonst abichtlich fern, weil er sich ihrer Macht über sein Herz nur zu sehr bewußt war, und sie, die nichts als seine anregende Unterhaltung und etwas Theilnahme begehrte, fühlte sich gekränkt, daß er sich bei jeder Gelegenheit kühl und gemessen einer solchen entzog.

Zum Hochzeitmahle im Ahrenburg'schen Hause, erwählte die Hausfrau zu ihren Tischnachbarn den alten Oberst von Steinberg, Biolets zweiten Vormund, welcher zugleich der beste Freund ihres verstorbenen Vaters gewesen und der, da er selbst keine Kinder besaß, Corinna mit fast väterlichen Augen betrachtete, und den jungen Wittwer ihrer verstorbenen Freundin, Edgar Morton, der gleichfalls mit Vorliebe ihre Nähe suchte; theils, weil sie seiner, ihm auf so entsetzliche Weise entriffenen Gattin so nah gestanden und jeder Zeit bereit war, mit ihm über die theure Dahingeschiedene zu reden, theils um mit ihrem milden und zugleich geistig-energischen Wesen beruhigend auf seinen Schmerz zu wirken, der ihm monatelang die ganze Welt wie mit einem Trauerflor umhüllte und ihn sich

erst jetzt wieder mühsam im realen Leben zurechtfinden ließ.

Zu dem heutigen Feste war er auch nur auf Corinnas speciellen Wunsch erschienen, denn sie suchte durch anregende Geselligkeit den ihr, sowohl durch seine guten Eigenschaften, wie durch das Andenken Ernas werthen Mann immer mehr dem Leben wieder zu gewinnen.

Die kaum vernarbte Wunde blutete heute auf's Neue beim Anblicke der lieblichen Braut und oft flog sein Blick voll scheuer Theilnahme zu ihr hinüber. „Glauben Sie, Corinna,“ fragte er, plötzlich aus seinem trüben Sinnen auffahrend, „daß diese heute so glückstrahlende Braut auch fortdauernd glücklich sein wird, glücklicher als meine Erna?“

„Ich fürchte, mein Freund, nein,“ entgegnete sie eben so leise wie er zu ihr geredet hatte, „eine bange Ahnung sagt mir: es kommt ein Moment, wo Violet Grund findet, Erna um ihr zwar kurzes aber wahres Glück zu beneiden und sich an ihre Stelle zu wünschen.“

Der alte Oberst von Steinberg hatte einen Theil ihrer letzten Aeußerung gehört. „Meine liebe Corinna,“

bemerkte er freundlich, „das fassen nur Sie wieder mit Ihrem, für das gewöhnliche Leben eigentlich viel zu tief angelegten Gemüthe in solcher Weise auf. Andere Menschen, wenn ihnen nicht Alles nach Wunsche geht, leben auch in halbgefeitertem Lebensschifflein ruhig weiter und find's auch ‚so‘ zufrieden. Drückt sie das Rissen auf der rechten Seite, so drehen sie sich auf die linke und schlafen ruhig weiter.“

„Ach, wer das doch auch könnte!“ seufzte Corinna kaum hörbar.

Der Oberst wandte sich wieder an seine zweite Nachbarin, Frau von Scheller, und Morton fragte fast traurig: „Woher kommen Ihnen diese schwarzen Gedanken, verehrte Frau, hier, inmitten all des Frohsinns, des Glücks und der Lustbarkeit?“

„Weil ich die beiden Betheiligten näher kenne und vorurtheilsfreier beobachtet habe, als meine Umgebung und weil ich hauptsächlich dem unzuverlässigen Charakter des Bräutigams nicht recht traue. Dieses leicht bewegte Malerherz schwärmt heute für diese und morgen vielleicht für eine Andere.“

„Ja, ja,“ fiel Morton in scherzendem Tone ein, der ihm zu seinem gewohnten Ernst seltsam stand: „Ihnen ist er eigentlich auch untreu geworden; mich hat es schon manches Mal bedünken wollen, als näherte er sich Ihrer Cousine nur, weil Sie durchaus keine Notiz von ihm nehmen wollten.“

„Die Aufmerksamkeiten, die er für mich hatte, waren doch wohl, nur indirect, an Violets Adresse gerichtet . . . weiß er doch, wie nah wir einander stehen und fürchtete er vielleicht meinen Einfluß auf Violet, der, wäre er nur stärker gewesen, sicher seine Pläne gekreuzt hätte; denn Almenau gehört in meinen Augen zu der Sorte von Männern, denen eine reiche Mitgift, eine bequeme, comfortable Häuslichkeit, Hauptbedingnisse bei ihrer Wahl sind; denen eine mühelose Existenz, Alles, eine Herzensneigung hingegen, nichts‘ gilt.“

„Und die hinterher doch vermeinen, nur gezwungen ihrer eigentlichen Liebe entsagt zu haben,“ fügte Morton hinzu.

„Ach,“ entgegnete sie, „solchen Leuten helfen die großen und kleinen Annehmlichkeiten des Lebens nur

gar zu schnell über eine sogenannte „unglückliche Liebe“ hinweg! Existirt diese doch in den meisten Fällen, sowohl bei den Männlein wie bei Fräulein, nur in ihrer Einbildung und ist darum auch leicht durch solche Gegengifte, wie ein behagliches, reiches Leben sie in sich birgt, zu curiren. Solche Leute sehen bald genug ein, daß Lieschen gerade so gut wie Gretchen ist und daß Alfons den Adolph ganz wunderbar ersetzt. Wo vier, fünf verschiedene Exemplare derselben Gattung als Gefühlsobjecte ganz gleich willkommen sind, sobald nur der gehörige Aufputz vorhanden, das betreffende Zubehör nicht fehlt, da ist dieses Empfinden überhaupt nichts weiter, als ein im bleifarbenen Gewässer schaler Alltäglichkeit umher schwimmendes Etwas von untergeordneter Bedeutung. Menschen, deren voll bewußte Neigung sich auf ein bestimmtes Wesen richtet und auch unter entgegenstehenden Verhältnissen nicht von ihm läßt, rangiren immer schon, sowohl in seelischer wie geistiger Beziehung, unter die Ausnahmen.“

„Und so glauben Sie auch hier, in diesem speciellen

Fälle, daß er gerade nicht zu den Ausnahmen zu zählen ist?“ fragte Morton interessiert.

„Ich glaube nur im Allgemeinen,“ entgegnete Corinna, absichtlich von allem Persönlichen ablenkend, „daß in solchen Fällen, wo der eine Theil gewisser Maßen nur als ‚Aushilfe‘ gewählt wurde, der betreffende Mann sich bei solchem Arrangement auch ganz wohl fühlt, — ob die, in meinen Augen höchst beklagenswerthe Remplagantin auch? das ist freilich eine andere Frage! Manche derartige Verhältnisse, oder sagen wir selbst: viele, verlaufen im Sande und das ist nicht das Schlimmste . . . In anderem —“ sie hielt, wie über ihren eigenen Gedankengang erschreckt, inne und sah zu dem jungen Paare hinüber.

Morton folgte ihren Blicken und als sollte ihm eine Bestätigung von Corinnas scheinbar so ungerechtfertigtem Urtheile werden, flog gerade in diesem Momente ein düsterer Schatten über Violets bisher strahlendes Gesichtchen und Victor Almenau, der stets aufmerksame, glückliche Bräutigam schaute mißmuthig und verstimmt drein.

Ein von Corinna hinüber gerufenes Scherzwort glättete schnell wieder die verrätherischen Mienen und ließ die kleine Verstimmung des jungen Paares, für Andere unbemerkt, vorübergehen, allein in das Herz der Braut war ein Saatkorn des Mißtrauens, als sei sie nicht allein nur um ihrer Persönlichkeit willen gewählt worden, plötzlich gefallen und aufgegangen.

Und was war die Veranlassung dazu gewesen? Eigentlich eine Kleinigkeit! und doch — wie weit reicht oft die Tragweite einer sogenannten Kleinigkeit.

Victor hatte in einem unbewachten Momente gegen die neben ihm sitzende Frau von Steinberg, als Erwiderung auf eine ihrerseits gemachte Bemerkung, leicht hin geäußert: „Ich habe zu noble Passionen, um mich in beschränkten Verhältnissen glücklich zu fühlen — folglich hätte ich auch nie ein armes Mädchen geheirathet,“ und dann, sich schnell besinnend hinzugefügt: „Meine reizende Violet natürlich ausgenommen, die wäre mir natürlich in jeden Verhältnissen anziehend erschienen.“

Violet zuckte schmerzlich bei seinen Worten zusam-

men. Zum ersten Mal machte ihr der Gedanke Pein, daß er arm sei und sie Vermögen besitze, und leicht empfindlich, äußerte sie dagegen: „Und ich hätte nie einen Mann geheirathet, von dem ich vermuthet, meine Person sei ihm nicht Alles; ja hätte ich selbst das Unglück gehabt, solch einen Mann zu wählen und machte nachträglich an ihm die Entdeckung eigennütziger Absichten — ich glaube, die Liebe schwände wieder aus meinem Herzen.“

„Dann ist sie wohl auch nie tief darin gewesen,“ erwiderte er besangen und hastig, und dann schwiegen Beide, bis sie durch Corinnas Anrede an ihre Umgebung erinnert wurden und sie ihre tiefinnerste Mißstimmung unter gezwungenem Lächeln und um so lebhafterer Conversation zu verbergen suchten.

Es war ein eigenes Zusammentreffen, und hätte Morton zu Corinnas Worten auch jenes kleine dort drüben geführte Zwiegespräch mit angehört, ihn hätte vielleicht eben so wie die schöne Braut ein plötzliches Mißtrauen gegen den Bräutigam erfaßt.

Almenau suchte nachträglich durch alle möglichen

süßen Worte und Schmeicheleien den aufsteigenden Verdacht aus Violets Herzen wieder zu verbannen und sie lächelte ihn auch bald wieder freundlich an, aber es war doch etwas Fremdes in ihre bisherige Vertrauensseligkeit hinein gekommen.

Glaubt das liebende Weib auch nur zu gern an den Geliebten, so bleibt doch nach dem ersten Zweifel an seine Wahrhaftigkeit ein Stachel mit einem Widerhaken in ihrem Herzen zurück; die Wunde schließt sich zwar darüber und der Stachel ist nicht fühlbar, so lange nichts daran rückt; doch bei der leisesten Berührung drängt er tiefer und tiefer in's Fleisch, bis das arme Herz zuckend daran verblutet.

Morton empfand für die junge Braut, deren zarte Erscheinung die Welt ohnehin zum Mitgefühl aufzufordern schien, eine schnell erwachte Theilnahme. Unwillkürlich fanden seine Blicke immer wieder den Weg zu ihr. Ein Zug ihres Gesichts erinnerte ihn an die theure Frau, die er wenig Wochen nur die seine genannt und so forschte er vielleicht nach noch weiteren Aehnlichkeiten zwischen beiden. „Möchte sie glücklich

werden an der Seite des Mannes, dem sie sich heute für immer angelobt," sagte er in warmem Tone zu Corinna, „so glücklich wie ich es einst . . . wenn leider auch nur für wenige Tage war.“

Diese Schwermuth breitete sich über seine Züge; Corinna fühlte, wie schwer ihm ein längeres Aussharren an der glänzenden Hochzeitstafel wurde. Das Mahl war längst beendet; sie hob die Tafel auf.

Doch einige Stunden später, beim Abschiede auf dem Bahnhofe, fand sich unter den übrigen Bekannten auch Edgar Morton ein. Er glaubte, Corinna damit ein Opfer zu bringen, weil sie es gern hatte, wenn er, seine düstere Abgeschlossenheit aufgebend, sich wieder unter die Leute mischte; als er sich jedoch von Violet verabschiedete, geschah es mit solcher Herzlichkeit, daß es ihm wohl selbst — hätte er sich darüber Rechenschaft abgelegt — schwer geworden wäre an dem Glauben, dieses Opfer gelte Corinna, festzuhalten.

Ein Glockenzeichen ertönte: Freunde und Bekannte umdrängten in unruhigem Gewoge das junge Paar.

„Hoffentlich dauert unsere Trennung nicht all zu

lange, meine liebe Violet,“ nahte jetzt auch Abschied nehmend Corinna. „Vielleicht, wenn es gar zu lange währt, besuchen wir Dich einmal. Der Doctor rieth für Edy schon lange ein milderes Klima während des Winters an. Vergiß nur inzwischen, über all’ der südlichen Pracht, die nun bald Dein Auge erschauen wird, nicht gar zu schnell die nordische Heimat.“

„Und über den jungen Gemahl nicht ganz die alte Mutter,“ fügte Frau von Scheller, die junge Frau noch einmal sichtlich bewegt, umarmend, hinzu.

„Wie sollte ich Euch Ihr Lieben und die Heimat je vergessen können!“ entgegnete Violet feuchten Auges.

„Ach nun,“ meinte Corinna halb schwermüthig, halb lächelnd, „ich könnte mir schon Verhältnisse und Stimmungen denken, in denen solch zeitweiliges Vergessen, wenigstens für mich, nichts Wunderbares hätte.“

Jetzt noch ein letztes Händeschütteln, eine letzte Umarmung, dann noch ein allerletztes Grüßen und Winken, in das sich bereits der schrille Pfiff der Locomotive, der so oft die Seele erbeben läßt, mischt. Dicker Rauch steigt aus dem Schlunde des Feuerrosses auf und die

Maschine setzt sich mit Puffen und Bischen in Bewegung.

Fort brauste der Zug aus der engen Halle, hinaus in die weite Welt! Fort nach Italien, dem Lande der Sehnsucht für so Viele; Violets erhofftes Land der Glückseligkeit, von der ein neidischer Dämon bereits den ersten Schmetterlingsstaub gewischt, für Almenau der rechte Boden für seine Studien, sein künstlerisches Schaffen, auf dem sein Genius sich erst voll und ganz entfalten soll. So hofft er wenigstens in seinen bessern Momenten; so glaubt das junge Weib an seiner Seite, das um ihn die Heimat und den sichern Schutz der mütterlichen und schwesterlichen Freundin verläßt. Und was wird sich von all diesen Hoffnungen erfüllen?

Endlich war das junge Paar allein; doch, statt erleichtert, wie nach Befreiung von lästigem Zwange, aufzuathmen, befand es sich im Gegentheil in gezwungener, gedrückter Stimmung. Der Mißton, der während des Hochzeitmahles in den kaum geschlossenen Bund hineingetönt und dessen Nachwirkung sie noch immer spürten, ließ es auch jetzt zu keiner rechten

Freudigkeit und Innigkeit kommen. Sie hatten etwas gegen einander auf dem Herzen und wagten doch nicht, das, was sie beunruhigte, gegen einander auszusprechen. Der Punkt war so zart, so peinlich, daß jede unvorsichtige Berührung nur noch mehr verderben konnte.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen und längerer stummer Pause näherte sich Victor seiner jungen Frau und schlang den Arm um sie; allein nicht in zarter hingebender Weise, in der sich das eigene Herzensbedürfniß zeigt, sondern mit siegesgewisser Sicherheit seiner eigenen Unwiderstehlichkeit, was Violet in ihrer zagenden Herzensstimmung eben nicht angenehm berührte. Er mochte das vielleicht auch selbst ein wenig fühlen, denn er fragte sie zärtlich: „Noch immer böse? kleine Violet,“ und als sie schwieg, fuhr er schmeichelnd fort: „Komm, mein Täubchen, laß Dein Schmollen, es steht Dir zwar reizend, aber noch hübscher bist Du, wenn Du an nichts denkst, als wie Du mich glücklich machen kannst!“

Er versuchte es, ihre eigenthümlich bewegte Stimmung hinweg zu scherzen und sein eigenes Unbehagen

darüber durch Zärtlichkeiten und unter lebhaften Reden zu verbergen. Ihr wäre jedoch ein einziges warmes, zu Herzen gehendes Wort lieber gewesen als all die schönen Phrasen, aus denen ihr feineres, weibliches Gefühl nur zu deutlich Selbstsucht und Unzartheit heraushörte. Wie glücklich sollte sie sich eigentlich fühlen, jetzt mit dem schon so lang geliebten Manne für immer vereinigt zu sein, und doch wollte dieses Gefühl des Glückes nicht in ihr erwachen. Diese in ihr streitenden Empfindungen quälten sie und sie schwieg beharrlich, während er lebhaft fortfuhr: „Ach wie froh bin ich, wenn ich mir das Leben, das jetzt meiner wartet, vorstelle, dieses Dasein, das so sorglos und glänzend vor mir liegt. Italien und ein reizendes, junges Weib im Arme, das Land der Kunst und die Liebe! Wäre ich's nicht selbst, ich könnte mich ob solchen Glückes beneiden. Welch mächtigen Zauber übt doch das Neue mit seinen frischen Eindrücken auf uns aus!... Doch jetzt, mein Kind, laß die Grillen und sei um eines nicht böse gemeinten Wortes willen nicht länger verdrießlich.“

Er wollte sie küssen. Sie entzog sich ihm. Die Worte ‚Grillen‘ und ‚Verdrießlichkeit‘, mit denen er ihre tiefe Verstimmung und ihr banges Zagen bezeichnete, machten sie nur noch ernster und kühler.

Ihr anfänglich zurückhaltendes, jetzt sogar abweisendes Benehmen versfinsterten nun auch Almenaus sorglose, leicht bewegte Laune und ihr anhaltendes Schweigen wurde ihm nachgerade unbequem.

„Sieh, mein Kind,“ hob er wieder an, „ich liebe die Freude, ich liebe die Lust und hoffte von Dir, Du gäbest mir beides, und nun verdirbst Du mir durch Deine unnütze Empfindlichkeit diesen schönen Tag.“

Mit Thränen im Auge entgegnete Violet: „Ich fürchte Victor, Du liebst die Lust des Lebens mehr, als die, von der Du das Glück Deines Lebens erwartest.“

„Das nicht, kleine Violet, aber ich bin nun einmal heitern Charakters — wir Künstler können nur im Sonnenschein das rechte Leben finden! Wer mir den Sonnenschein bereitet, den liebe ich naturgemäß; wer mir Schatten auf meine helle Bahn wirft, erscheint mir feindlich und stört meine Freude am Dasein und

mein Wohlbefinden; darum, von vorn herein, kein unnützes Uebelnehmen, kein ewiges Verletztsein zwischen uns — ich habe durchaus kein Talent für Rühr- und Versöhnungsscenen! Sei wieder gut und vernünftig, süßes Rätzchen.“

So theilweis verständig und theilweis freundlich seine Worte auch klangen, es sprach sich doch immer wieder in ihnen eine nur schlecht verhüllte, innere Lieblosigkeit des nur an sich denkenden Mannes aus und trafen Violet in schmerzlichster Weise. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Almenau, jetzt gleichfalls verstimmt, da weder seine Reden noch seine Schmeichelworte Eindruck auf sie machten, setzte sich in die andere Ecke und sumimte ungeduldig ein Liedchen; warf schließlich in übelster Laune die kaum angebrannte Cigarre zum Fenster hinaus und dachte: „Sie ist doch nicht so kindlich unbefangen und so leicht zu behandeln wie ich dachte!“ doch schon nach wenigen Augenblicken setzte er hinzu: „Das gibt sich Alles in der Ehe . . . Weiberthränen — Aprilenwetter! Man kennt das!“

Und als wieder eine kleine Weile vergangen war, da nahte er sich ihr abermals; doch nicht mehr übermüthig und siegesbewußt und auch nicht leichtfertig wie bisher, sondern mit hinreißender Liebenswürdigkeit, die ihm stets zu Gebote stand, wo es ihm ernstlich darum zu thun war.

Er schaute ihr tief eindringlich und heiß in die Augen und sprach, sie sanft in seine Arme ziehend: „Meine geliebte Violet, Du bist mir, trotz meiner Fehler, dennoch gut? Nicht wahr, es ist so? Ich weiß, daß es so ist — aber sage mir's auch, daß Du mich liebst.“

Vor diesem Blick und diesem Ton verschwand jede Verstimmung ihres Herzens und beide Arme um ihn schlingend und ihr Köpfchen an seine Brust bettend, flüsterte sie: „Ich bin Dein — ganz und für immerdar . . . und habe keinen höhern Wunsch, als ‚Dich‘ glücklich zu machen!“

Welches Männerherz wäre von solcher Lieblichkeit und Selbstlosigkeit nicht gerührt gewesen? Almenau fühlte zu seiner eigenen freudigen Ueberraschung, daß

ein Gefühl wirklicher Liebe ihn durchzuckte und ein Etwas, das einem ernstgemeinten guten Vorsatze glich, seinem Innern wach wurde.

Wird seine Kraft und die seines hingebenden, unerfahrenen jungen Weibes ausreichen, damit dieses Körnlein Wurzel schlägt und allmählig ein starker Baum aus ihm emporsprosse, in dessen Schatten einst Beide ruhen können — oder wird dieses schwache Saatkorn, das kaum einen Keim getrieben, bei dem ersten Sturmesbrausen schon verweht werden und, ohne Nahrung, nur allzu bald wieder vertrocknet sein?

VII.

Nach dem Hochzeitsfeste folgten für Corinna traurige Wochen. Die Kräfte ihres kleinen Söhnchens nahmen langsam aber stetig ab. So sehr die Mutterliebe sich auch gegen die Annahme dieser Thatsache verschloß, die Muttersorge verschärfte auch wieder die Angst um den Liebling ihres Herzens. Bald war sein Unwohlsein so besorgnißerregend, daß sie wochenlang, die Nächte durchwachend, am Bette des fiebernden Kleinen zubrachte, bald trat wieder eine Besserung, ein scheinbarer Stillstand in der Krankheit des Kindes ein. Dann spielte sie mit ihm, fuhr mit ihm aus, suchte ihm jedes nur mögliche Vergnügen zu bereiten und gab sich neuer Hoffnung hin.

Der Major überließ ihr alle Sorge und Mühwaltung und mischte sich nur von Zeit zu Zeit hinein,

um die von Corinna getroffenen Anordnungen zu tadeln und andere, von ihm selbst erfundene Verhaltensregeln zu geben, welche seiner Ansicht nach völlige Genesung herbeiführen sollten, die sich aber als so unpraktisch und unbrauchbar erwiesen, daß sie nach kurzer Anwendung sich schon von selbst verboten, was ihn stets, wenn es ihm zu Ohren kam, in Zorn versetzte.

Heute war nun wieder seinen Anweisungen nicht gefolgt worden, und er rief seiner Frau ärgerlich zu: „Du wirst schon noch erfahren, was die Folge Deines Eigensinns ist . . . Dann wird es jedoch zu spät sein — aber jetzt wird ja nie auf mich gehört!“

„Es ist aber doch ganz unmöglich,“ vertheidigte sich Corinna, „daß Edy bei seinem schwächlichen, oft fieberhaften Zustande, auch noch mit kalten Abwaschungen, übermäßiger Motion und dergleichen Abhärtungsmitteln strapazirt wird — das müßte sein Ende geradezu beschleunigen. Bei einer Körperbeschaffenheit wie die Deinige, mögen solche Mittel ganz gut sein; hier jedoch —“

„Du brauchst mir meine Gesundheit nicht immer vorzuwerfen,“ unterbrach sie der Major mürrisch, „handle nur immer darauf zu, wie Deine eigene Weisheit es Dir eingibt; die Zukunft wird Dich schon lehren, wohin die führt!“

Solche Reden zerrissen ihr Mutterherz, das bereitwillig jedes Opfer gebracht hätte, um ihr Kind zu erhalten und das jetzt in solcher Weise angeklagt wurde. Mit Thränen im Auge entgegnete sie: „Aber, lieber Adalbert, wie kannst Du mir nur solch grausame Worte sagen! Leide ich nicht ohnehin genug? Und was kann ich verständiger Weise anders thun, als den Anordnungen des Arztes folgen?“

„Ja, der Arzt! Hinter den wird sich immer verschänzt, wenn es Dir nicht paßt, das zu thun, was ich wünsche. Es ist übrigens auch zumeist nur Nachlässigkeit von Dir, daß Du den Jungen nicht nach meiner Methode behandeln willst. Wenn er nur immer im Bette liegt, dann ist's Euch Allen natürlich das Bequemste!“

Sie schwieg. Was nützen Worte solcher Unge-

rechtigkeit und solchem Unverstande gegenüber! Seufzend erhob sie sich, um das Zimmer zu verlassen und dadurch alle weiteren Erörterungen abzubrechen.

„Beeile Dich etwas mit Deiner Toilette für's Theater,“ rief er ihr hinterdrein, „Frau von Dahlen will die große Liebenswürdigkeit haben, Dich zur heutigen Vorstellung abzuholen. Wenn Du nicht schnell machst, ist das muntere Blichweibchen mit den tollen Einfällen und der stets gleichmäßig sprudelnden Lustigkeit hier, noch ehe die Hausfrau repräsentable ist.“

Das königliche Hoftheater schwamm in einem Meer von Licht. Die kostbarsten Toiletten und Juwelen strahlten und blitzten in dem Scheine unzähliger Lampen und hellleuchtender Gasflammen. Eine ausgesucht glänzende Gesellschaft war heute erschienen, um die Mallinger, welche mit diesem Abende eine ganze Serie brillanter Vorstellungen schloß, noch einmal singen zu hören.

In einer Loge des ersten Ranges saß Corinna in schwarzem Atlas-Gewande. Als einzigen Schmuck trug sie ein Collier selten schöner, großer Perlen, die wie verdichtete Thränen auf dem dunkeln Hintergrunde

schimmerten, und von den kleinen rofigen Ohren hingen gleich kostbare, tropfenförmig gestaltete Perlen herab. Im schwarzen Haar mit dem bläulichen Schimmer, das auf dem stolzen Haupte geschmackvoll arrangirt war, steckte eine duftige Theerose und einzelne, kaum erschlossene Knospen verloren sich in den langen, halbgelöst herabhängenden Locken; eine zweite Rose von ausgesuchter Schönheit schloß die Brüsseler-Spitzenkrause, welche den herzförmigen Ausschnitt des Kleides umgab.

Fast zu ernst erschien Corinnas Toilette neben der rofigen der 'tollen' Dahlen, wie sie von ihren guten Bekannten 'ganz im Vertrauen' bezeichnet wurde, welche ihre 'liebe Freundin, Frau von Ahrenburg', wie sie Corinna gern nannte, obgleich die Freundschaft nur einseitig war, heute begleitet hatte. Sie schien nebst den übrigen Damen in den lachenden, schillernden Farben ihrer Gewänder, den nahenden Frühling zu verkünden, während Corinna in dem tiefen Schwarz noch an die langen Winternächte gemahnte, und die vereinzelt Perlen und Rosen ihrer Toilette an vereinsamte, aber köst-

liche Gedanken erinnerten, die in der Stille und Einsamkeit der Nacht, oft unter finstern Schmerzen, das Licht der Welt erblicken, Gedanken und Gefühle, wie man sie im Geräusch der Welt, im schillernden Sonnenschein vergeblich sucht.

Scharfenhorst saß in einer benachbarten Loge. Einmal hatte er zu ihr hingeblickt, das Glas fest an die Augen gedrückt, die übrige Umgebung fast vergessend, dann vermied er es, sie anzusehen.

Sie hatte ihn gleichfalls bemerkt, doch eben nur mit dem körperlichen Auge. Es beschlich sie ihm gegenüber jetzt oftmals eine leise Mißstimmung: den Freund, den sie zu finden gehofft, hatte sie in ihm nicht wiedergefunden! Eine offene, natürliche Herzlichkeit, wie sie in früheren Jahren zwischen ihnen geherrscht, hätte ihr bei ihrer Sorge um ihr Kind und bei dem ewigen Unfrieden im Hause so wohlgethan; doch er stand ihr verschlossen und fremd gegenüber. — Ihre Mutter, von zarter Gesundheit, lebte viel für sich, und fand bei aller Liebe für die Tochter doch keine eingehende Theilnahme für Corinnas geistige Interessen.

So stand die junge Frau, trotz allen gesellschaftlichen Verkehrs, trotz aller geräuschvollen Zerstreuungen, welchen sie sich oft nur mit innerstem Widerstreben hingab, und denen sie sich um ihrer Stellung und ihres Gemahls willen nicht ganz entziehen durfte, einsam da und empfand mitunter eine Sehnsucht, dem Heimweh ähnlich, nach einem Wesen, das sie in ihrem Denken und Fühlen verstand. So fühlte sie sich allein und verlassen inmitten der zahlreichsten Versammlung, inmitten der glänzendsten Gesellschaft. Trotz all des reichen, bewegten Lebens von außen her, war es innerlich öde und leer.

So sonst, so heute, und in diesem Augenblicke, wo Alles um sie her voll Lust und Heiterkeit schien, und Ahrenburg mit der übermüthigen Frau von Dahlen schwatzte und lachte und eine Fröhlichkeit zeigte, die ihr ganz unverständlich war, da überkam sie das Bewußtsein ihrer Vereinsamung stärker als jeit langer Zeit.

Die Vorstellung der Oper „die Hugenotten,“ begann. Der Vorhang rauschte auf und rauschte nach

dem ersten Akttschluß wieder nieder. Es traten mehrere Herren in die Ahrenburgsche Loge, um den Damen ihre Aufwartung zu machen und ihre verbrauchten, fein überzuckerten und nichtsagenden Reden anzubringen. Scharfenhorst rührte sich nicht von seinem Plaze, oder wenn doch, dann führte sein Weg ihn nicht zu ihr.

Wieder war ein Zwischenakt mit seinem Thüren-
Oeffnen und Schließen, seinem lauten Geplauder und dem Austausch manches unbefangenen klingenden und mitunter so vertraulichen Wortes vorüber. Auf der Bühne drängten sich Ritter, Priester und Volk bunt durch einander, sangen ihre Arien und entfernten sich endlich.

Corinna bemerkte es kaum; wie aus tiefem Sinnen erwachend, wandte sie ihre Aufmerksamkeit erst wieder der Oper zu, als Raoul und Valentine in jenem qualvoll süßen Wiedersehen, nach Valentinens Vermählung, einander gegenüber stehen.

Die Mallinger sang und spielte hinreißend wie gewöhnlich und der erste Tenorist der Dresdener Hofbühne war ihr würdiger Partner. Alles war Auge

und Ohr und einzelne Wenige ganz Gefühl — wie Corinna. Mit athemloser Spannung verfolgte sie jeden Ton, jede Bewegung, und ein Empfinden fast schmerzhaften Sehns nach durchzuckte sie bei dieser Scene, die sich durch die lebensvolle Darstellung wie zur Wirklichkeit gestaltete und schwermüthig sprach sie bei sich selbst: „Ja, das ist Liebe, wahre, tiefe Liebe . . . ach, so geliebt werden!“ Und weiter dachte sie: „Hat Werner wohl je in solcher Weise empfunden? Lebt ‚Das‘ wohl in ihm, trotz aller äußern Kälte, was Du bei Anderen bisher vermißt?“ Und unwillkürlich folgten ihre Blicke ihrem Gedanken und sie sah wie fragend zu ihm hinüber.

Auch er hatte, fast gegen seinen Willen, sie angeschaut; doch jetzt, als ihr Blick mit seinem zusammentraf, da zuckte ein Etwas über seine Züge, das ihr wie Spott erschien, und das Opernglas hastig an die Augen drückend, wandte er sich langsam nach der andern Seite, um mit auffallender Consequenz in die Loge der Schauspielerinnen hinauf zu starren, als existire ferner weder Publicum noch Bühne für ihn.

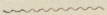
Ahrenburg, der an der Vorstellung selbst nur theilweise Interesse fand, bemerkte zufällig gleichfalls Werners für diesen Moment sonderbares Benehmen und flüsterte seiner vor ihm sitzenden Frau in spöttischem Tone zu: „Dein' Freund Scharfenhorst scheint, da' ja ganz außerordentlich interessante Studien zu machen.“

Der Zauber, mit welchem die herrliche Musik und das vorzügliche Spiel Corinna umwoben, zerfiel zu einem Nichts. Wie Hohn gegen sie erschien ihr Werners Beginnen; und Ahrenburgs malitiöse Aeußerung verschärfte noch diesen Eindruck. In ihrer seelischen Erregung, welche diesem Moment vorhergegangen und die ihre Nachwirkung auch nachträglich noch geltend machte, war's ihr, als wolle der Jugendfreund ihr sagen: „Alles Andere ist mir werther als Du!“ und doch hatte sie ‚persönlich‘ nichts von ihm begehrt; und doch war sein auffälliges Thun nur hervorgerufen worden, um ein heißes, aufwallendes Gefühl, das ihn bei ihrem seltsamen, fragenden Blick überkommen, um jeden Preis in den tiefsten Schacht seines Herzens zurückzudrängen.

Sie verstanden einander eben nicht! Aehnliches wie

hier, hatte schon mehrere Male zwischen ihnen gespielt. Es schwebte etwas Unausgesprochenes zwischen Beiden, das Corinna nicht richtig zu deuten mußte und das ihm gegenüber eine Gereiztheit und Bitterkeit in ihr erzeugte, die ihr selbst schmerzlich war und die sie doch nicht zu bannen vermochte. Kamen dann auch wieder Momente, in denen sie sich in ihrem reichen Geistesleben von ihm verstanden sah und tiefe Genugthuung darüber empfand, so war sein Wesen in ihrer Nähe doch so ungleich und schwankend, daß sie auch in seiner Gesellschaft zu keiner Ruhe und keiner Klarheit kam. Nur eines fühlte sie immer deutlicher, es gab auch zwischen ihm und ihr, in ihrer beiderseitigen Empfindungsfähigkeit, eine große Verschiedenheit, „die,“ fügte sie träumerisch hinzu, „wärest Du die Seine geworden, wie er Dich einst so flehend bat, keine Liebe auszugleichen vermocht hätte. Ihm fehlt Gemüthstiefe und Herzenswärme und auch mit ihm wäre ich nicht glücklich gewesen!... So muß ich denn annehmen, daß das, was ich von dem Manne verlange, um ihn mit voller Seele lieben zu können, gar nicht auf dieser Welt

existirt... Es wird wohl schon so sein, wie mir die Menschen oftmals gesagt: ich habe für dieses Erdenleben zu ideale Anschauungen. Ach, ich wollte, ich wäre, wie die Anderen! Und doch — nein, nein, ich wünsche es auch wieder nicht!“



VIII.

Es war ein trüber, regnerischer Abend und schon ziemlich spät.

Aus dem hellerleuchteten Vestibül des Ahrenburg'schen Hauses trat Scharfenhorst fest in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

In diesem Augenblick löste sich von der gegenüber liegenden Gartenmauer eine weibliche Gestalt, die schon lange, Regen und Kälte nicht achtend, hier gewartet hatte. Mit wenigen, hastigen Schritten huschte sie über die Straße, um dicht vor Werner, ihm fast den Weg vertretend, stehen zu bleiben.

Ein schwarzer Mantel, dessen Kapuze übers Gesicht gezogen war, so daß nur ein Paar unheimlich glühende Augen sichtbar wurden, umhüllte einen mageren, schwächlichen Körper von Kopf bis zu Füßen.

Scharfenhorst trat einen Schritt zur Seite, um die aufdringliche Nachtwandlerin vorbei zu lassen. Doch wieder stellte sie sich ihm in den Weg und rang hörbar nach Luft, als hätte ein weiter Weg oder mächtige Erregung sie erschöpft.

„Ist der Major zu Hause?“ kam's endlich keuchend unter der verhüllenden Kapuze hervor, „oder waren Sie . . . allein bei seiner Frau Gemahlin zu Besuch? Ich weiß, Sie sind in dem Hause gut bekannt,“ setzte die dünne Stimme mit schadenfrohem Richern hinzu.

„Wer wagt's, hier den Namen jener Dame in unehrerbietiger Weise zu nennen?“ fuhr Werner zürnend auf.

„Eine, welche die Dame sprechen ‚muß‘ und zwar allein.“

„Jetzt, zu dieser Stunde? Warum kommen sie nicht am Tage und lassen sich durch die Dienerschaft zur Frau von Ahrenburg führen?“

„Weil die mich einfach nicht vorließe, und weil der Major, wenn er mir begegnete, ‚die freche Bettlerin,‘ wie er mich seinen Leuten wahrscheinlich bezeichnete,

ohne viele Umstände fortjagen ließe — und doch muß ich zu ihr und sie muß mir helfen. Sie hat's so gut in all ihrem Reichthum und ich . . . ich bin dem Verhungern nahe, und doch gab's eine Zeit, wo er mich lieber hatte als ‚die stolze Närrin,‘ wie er sie nannte, wenn er ärgerlich auf sie war —“

Leises Weinen unterbrach ihre Rede.

Werner war im ersten Moment starr vor Ueberaschung; dann durchzuckte ihn Schreck, wenn er bedachte, daß dieses Mädchen ohne die zufällige Begegnung mit ihm wahrscheinlich heute oder ein ander Mal bis zu Corinna gedrungen wäre. Das mußte er, wenn's in seiner Macht lag, zu verhindern suchen!

„Geben Sie vor allen Dingen den Gedanken, sich direct an Frau von Ahrenburg zu wenden, ein für alle Mal auf,“ sagte er hastig zu dem Mädchen, „es wäre der sicherste Weg, daß nichts für Sie geschähe.“

„Es ist aber meine einzige, meine letzte Hoffnung!“ Ein Schauer ließ ihren abgezehrten Körper erbeben. Die Kapuze war inzwischen herabgeglitten und Werner blickte in ein hageres, von Kummer und Krankheit ent-

stelltes Gesicht, das immer noch Spuren früherer Schönheit zeigte.

Wie sie so erzitternd vor Kälte und Mangel vor ihm stand, erfaßte ihn menschliches Erbarmen mit dem unglücklichen Geschöpfe und zugleich Sorge, daß Corinna vor der Mitwissenschaft an ihrer Existenz und ihren Beziehungen zum Major bewahrt bleibe.

„Kommen Sie von hier fort,“ sprach er milder als bisher. Sie folgte ihm willig. „Sie hatten vorhin recht mit Ihrer Bemerkung — ich bin ein Freund jener Familie,“ fuhr er fort, „und wenn es möglich ist, will ich etwas für Sie thun . . . doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir versprechen, sich nie an Frau von Ahrenburg zu wenden.“

„Wenn man arm ist wie eine Kirchenmaus, verspricht man Alles! Und wenn Sie mir helfen wollen, warum sollte ich die Dame belästigen? Mag sie ruhig weiter leben in ihrem Reichthume. — Bin ich heute auch dem Verhungern nahe! . . . Und doch ist es erst wenige Monate her, da verspeiste auch ich manche Pastete, die er mir brachte, und trank manches Glas

Champagner, daß er mir reichte. —“ Ein sehnstüchtiger Seufzer hob ihre Brust.

„Und warum gibt Ihnen der Major nichts mehr?“ fiel Werner hastig ein, als eckelten ihn diese Bekenntnisse an.

„Weil ihm moralische Bedenken, wie er es nannte, gekommen sind . . . der Tugendheld!“ sie lachte trotz ihres Jammers, daß es unheimlich durch die stille Nacht klang; dann fügte sie bitter werdend hinzu: „Solche Bedenken kamen ihm sonderbarer Weise erst, seit mich ein Nervenfieber überfiel und er anfänglich die Ansteckung fürchtete und dann wegen meiner langsamen Genesung die Langeweile, und weil er schließlich entdeckte, daß nach der furchtbaren Krankheit nur noch ein Schatten von dem, was er einst in mir besessen, übrig geblieben war. Da warf er sich stolz in die Brust und sprach: ‚Ferdinande, wir müssen uns trennen; mein Gewissen verbietet mir den ferneren Umgang mit Dir, ich will die Treue dem mir nun einmal angetrauten Weibe wieder halten‘ . . . — ha, ha, ha,“ lachte das Mädchen auf’s Neue dazwischen. „Der freche Lügner!

Nicht aus Tugend, sondern aus Selbstsucht stieß er mich von sich, gerade so, wie er mich aus Selbstsucht an sich gerissen hatte . . . und ich war ihm doch wirklich gut gewesen, trotz seiner häufigen Unfreundlichkeiten und hatte ihn stets wieder in gute Laune zu schmeicheln gewußt.“ Sie schluchzte jetzt leise vor sich hin.

„Und gab er Ihnen denn nichts zu Ihrer weiteren Existenz.“

„Er ließ mir hundert Thaler zurück mit dem Bedenken, daß dieses das letzte sei, was ich von ihm empfangen und daß es wohl genügen werde, um in meinem Heimathsort ein anderes, besseres Leben anzufangen . . . Herr!“ rief sie, ihre Erzählung unterbrechend in wilder Ekstase und streckte wie anklagend die Arme gen Himmel; „Herr, er warf mir dieses Leben vor, zu dem doch nur er mich verleitet! Mein Dasein war zuvor wohl ein ärmliches aber ehrliches gewesen; durch ihn erst hatte ich die Arbeit verlernt, er hatte mich aus dem Kreise meiner Kameradinnen herausgerissen und jetzt stand ich kaum von schwerer Krankheit genesen, ganz allein und verlassen da . . . Die

Aufregung, der Schreck, die Sorge um die Zukunft warf mich zum zweiten Mal darnieder und der Rückfall wurde ärger als die Krankheit selbst, und die langen Monate des Siechthums verschlangen all meine Habe und seine letzte Gabe.“

„Und sprachen Sie den Major nie wieder um Unterstützung an?“

„Oh doch, mündlich und schriftlich — allein vergeblich!“ Er wollte nichts weiter von mir hören; ich sollte nur machen, daß ich fortkomme,‘ hieß es, mein Anblick sei ihm peinlich und je mehr er mir gebe, desto weniger würde ich mich zur Abreise entschließen und doch müsse ich fort.“

„So hat er Ihnen wirklich nie wieder etwas gegeben?“

„Nur noch zehn Thaler zu einem Eisenbahnbillet ein einziges Mal. Ich hatte jedoch so lange alles Gute entbehrt, daß ich, als ich erst einmal wieder Geld in Händen hatte, mich auch ein wenig gütlich thun wollte und da waren die paar Thaler nur zu bald ‚alle‘ und ich konnte wieder nicht fort. Von ihm habe

ich nichts mehr zu erwarten, denn er sagte mir schon damals: „er sei nicht der Mann, um sich um meinetwillen durch dieses Herandrängen von mir an ihn bloßstellen zu lassen; es könne von andern bemerkt werden und er habe ‚Pflichten‘ gegen seine Familie und wenn ich ihn nicht in Ruhe lasse, würde er schon Mittel finden, mich zum Fortgehen zu zwingen‘.“

„Und wie viel brauchen Sie zu einer Reise in die Heimat?“ fragte Werner. „Ist sie weit von hier?“

„In zwei Tagen kann ich dort sein, aber wenn ich mit leeren Händen komme, dann ist's freilich für mich schlimm. Nahe Verwandte habe ich keine und die andern thun nichts um Gottes Lohn.“

„Ich will Ihnen helfen, doch Sie kennen meine Bedingung; geben Sie mir Ihr Versprechen?“

„Was verspricht man nicht, wenn man Hunger hat!“ klang wieder die Antwort halb leichtfertig, halb verzweifelt zurück. „Und wenn Sie wirklich so gut sein wollen, so ist's mir um so lieber . . . Ja, ich verspreche.“

„So nehmen Sie diese dreißig Thaler. Die werden wohl für die Reise und den ersten Bedarf genügen.“

Es kam etwas wie Rührung über das arme Geschöpf. Sie blickte sich auf die Hand, die ihr das Geld reichte und wollte sie küssen.

Werner entzog sie ihr mit einer gewissen Hast und sagte ernst: „Der einzige Dank, den ich begehre, ist: daß Sie Ihr Versprechen halten; denn ich helfe Ihnen nur dieses eine Mal, also bedenken Sie reiflich wie Sie das Geld verwenden. Sollten Sie Ihre Abreise wieder verschieben, dann überlasse ich Sie mitleidslos Ihrem Schicksale.“

„Morgen oder übermorgen gehe ich bestimmt, die Stadt ist mir verhaßt, ich sehne mich selbst, nur fortzukommen.“

„So trachten Sie darnach, in Ihrem Entschlusse auch fest zu bleiben und in der Heimat ein geordnetes, nützliches Leben zu beginnen,“ sprach Scharfenhorst, ihr ein Adieu mit dem Kopfe zuwinkend und bog nach abermaligem Dank von ihr, um die nächste Straßenecke.

Seiner Wohnung zuschreitend dachte er: „Arme Corinna! Du, die ich so hochstelle und verehere, in dem Munde dieses Mädchens und durch den, der Dir der

Nächste sein und dich vor jeder Unbill schützen sollte! . . . Du, die mir noch kein anderes Weib zu ersetzen vermocht hat und die Du bei mir nur vor meinen wissenschaftlichen Forschungen und Studien zurücktreten mußt, weil eben die Wissenschaft Alleinherrscherin in meinem Leben sein und bleiben soll! Lenke ich meine Gedanken doch nur von Dir ab, weil mir sonst die Freude und das Interesse an meinen Studien schwindet und die Gedanken an Dich, die über mich kommen, meine geistigen Kräfte abspannend und lähmend, wirken. Und sprach jenes Mädchen nicht auch von meinen Freundschaftsbeziehungen zum Ahrenburg'schen Hause und das in einer Weise, welche mich um Corinna's willen verletzen muß? . . . Sollte der Major sich gegen sie Aeußerungen erlaubt haben, die jedenfalls in keiner Weise zu rechtfertigen wären? Ich thue wohl am Besten, nicht mehr so oft zu ihnen zu gehen; der Major ist mir ohnehin im höchsten Grade zuwider und . . . Corinna — für mich ist es gewiß besser, ich sehe sie nicht so häufig!“

IX.

Fast blendend hell schien die warme Junisonne durch die hohen Spiegelscheiben der Ahrenburg'schen Villa, in deren weiten, lustigen von Glanz und Reichtum strahlenden Räumen Corinna ruhelos hin und her wanderte.

„Mein süßer, kleiner Liebling, wer Dir doch helfen könnte!“ sprach sie in Erinnerung an Edys kaum überstandene Leiden schmerzlich bewegt vor sich hin. „Wie quält es mich, daß ich so nichts für Dich zu thun vermag . . . und ist dieses Mal das Fieber auch wieder gewichen, wer weiß wie lange es jetzt fortbleibt? Wenn die Kräfte wenigstens nicht so schnell dahinschwänden! Und mit Adalbert dieser stete Kampf... Auch die Freunde haben mich alle verlassen: meine liebe Violet weilt in Italien, armes Kind, wie beklage ich Dich! Morton

in England auf seinen Gütern. Wie weich und milde dieser Mann ist! Ich schätze seine Bildung und sein lebenswürdiges Wesen, nur will's mir scheinen, als wäre er für einen Mann fast zu sanft, zu weich ... Und Werner? Auch er war schon lange nicht mehr hier. Auch ihn hat die Welt in seinem einst so lebhaften Empfinden gewandelt und erkältet; freilich war's der Jüngling, der so warm empfand, der fertige Mann ist kühl, schroff und philosophirend geworden. Sein Charakter, wie ich mich desselben von früher erinnere, erscheint mir wie verwandelt. Wie hat sich jetzt auch mein Denken seit unserm ersten Wiedersehen gegen ihn geändert. Die Ruhe meines Herzens, die mich damals bei der Nachricht von seinem Kommen einen Moment zu verlassen drohte, empfinde ich jetzt wirklich. Trotzdem wünsche ich mir den Freund doch etwas lebenswärmer — er ist der reine Verstandesmensch! Zu Anfang unseres Zusammenseins, da erschien es mir in einzelnen Momenten, als sollten die glücklichen Jahre meiner Kindheit, an seiner Seite verlebt, wiederkehren und ich fühlte in solchen Augenblicken mein Leid weniger tief.

Doch es war eine kurze Täuschung und das geistige Ausruhen, das ich in seiner anregenden Unterhaltung fand und auf's Neue suchte, fand ich bald nicht mehr, denn er entzog sich oftmals der Gelegenheit zu solchem Gedankenaustausche; ja, es schien fast, als zwingte ihn ein mir unerklärliches Etwas, unfreundlich gegen mich zu sein.“

Corinna hatte sich inzwischen auf einem Stuhle niedergelassen, jetzt sprang sie, von ihren unruhigen Gedanken bewegt, wieder auf und begann das Umherwandern von Neuem. „Oft fühlte ich mich abgestoßen oder gereizt, wenn er sich mir gegenüber so berechnend kühl und verlegend benahm und meine Freundschaft, die ich ihm anfänglich so offen zeigte, ist nun ebenfalls frostig und überlegend geworden,“ fuhr sie grübelnd und abermals in ihrem Gange innehaltend fort, „ich hätte ewig an seiner Herzenswärme zweifeln müssen und hätte stets gedacht: meine Gegenwart sei ihm bald lästig, bald zu viel, bald ihn störend; sein Interesse für mich käme immer erst, wenn er gerade ein Stündchen für nichts Anderes, Wichtigeres übrig hat — und

das sind Gedanken an denen das Weib, das mit ganzer, voller Seele geliebt sein will, ersticken könnte! Das wäre eine Liebe, bei aller Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit des Charakters von Seiten des Mannes, bei allem Ernst und aller Wahrhaftigkeit seines Gefühls, doch immer nur eine Liebe zum verdursten! Nein, nein! Glück hätte Dir auch eine Verbindung mit ihm nicht gebracht! Gib sie nur auf, diese Träume und idealen Vorstellungen! die Menschen sind nun einmal anders als Du sie Dir denkst. Du bist dazu verurtheilt, ewig einsam durch's Leben zu gehen. Habe ich auch meine gute Mutter und an ihr ein treues Mutterherz — mich ganz verstehen, mir nachfolgen in all meinen Ideen kann sie doch nicht! Und mein Kind, so sehr und innig ich's auch liebe, ist eben doch nur ein Kind! Geistiges Leben kann es mir nicht schaffen. Es ist ein liebes Geschöpfchen, dem ich Alles bin und das mit seiner Liebe mir Trost gewährt, aber Anhalt und Stütze kann es mir nicht sein! Was mein Herz begehrt, ist etwas Anderes, Größeres; ich will ein Wesen, zu dem ich aufschauen, zu dessen geistiger Höhe ich Vertrauen

haben kann, dessen liebevoller Sinn sich gleichsam wie eine Schutzwehr zwischen mich und die Welt stellt, dessen zärtliche Sorge für mich denkt und schafft, in dessen geistiger Größe ich mit all meinem Denken ausruhen kann, wie ich mit dem Reichtum meiner Gefühle an seinem Herzen eine Zufluchtsstätte finden wollte für alle Zeiten!... Der Mann hat natürlich auch andere und vielfachere Interessen als die Frau; er soll und muß seine Arbeitskraft, seine Fähigkeiten zumeist dem äußern Leben zuwenden; er darf über sein Weib nicht seine Studien oder Geschäfte vernachlässigen. Das wird der tüchtige Mann auch nie, er soll aber auch nicht über die Anforderungen des öffentlichen Lebens sein Herz verschrumpfen lassen; er muß beides in rechter Weise vereinen, den Geist zum größern Theil seinem Berufe zuwenden, das Herz jedoch ungetheilt seinem Weibe, ohne deshalb gegen seine Mitmenschen engherzig zu werden. Wenn ich nur wüßte, ob's überhaupt solch einen Mann gibt?"

Corinna unterbrach plötzlich ihr unruhig-bewegtes Träumen und Sinnen. Sie hörte im Nebenzimmer

die Stimme ihres Söhnchens und der Klang zog sie näher.

In diesem kleinen, runden Gemach voll exotischer Pflanzen und seltener Vögel sang und zwitscherte es lustig durch einander. Der Major stand mit dem kleinen, blassen Edy vor einer großen, eleganten Volière und fütterte das bunt gefiederte Völkchen mit Bisquitkrümchen und Fliegen, welche letztere Vater und Sohn im Zimmer fingen und ihnen die Flügel ausrissen, um sie am Fortfliegen zu verhindern und sie also präparirt den fremdländischen Singvögeln durch die vergoldeten Stäbe in den Käfig zu werfen.

Corinna trat leichten Schrittes, von diesem grausamen Zeitvertreib nichts ahnend, in die Thür des von Blumenduft, Sonnenschein und Vogelgesang erfüllten Gemaches; doch wie festgebannt haftete ihr Fuß an der Schwelle. Was ihr Auge sah, wollte ihr Verstand nicht glauben. Sie meinte ihrer eigenen Wahrnehmung nicht trauen zu dürfen! Da hörte sie Edy in weinerlichem Tone sagen: „Papa, schadet es nichts, ich habe dieser Fliege eben aus Versehen ein Bein statt eines Flügels ausgerissen?“

Athemlos wartete sie auf die Antwort und vernahm wie der Major beruhigend entgegnete: „Nein, nein, sei aber das nächste Mal vorsichtiger; denn nun mußt Du ihr auch noch die Flügel ausreißen, sonst fliegt sie Dir doch davon.“

Erschreckt, entsetzt, als sähe sie ihr Kind von einer unsichtbaren Gefahr umlauert, eilte Corinna auf den Knaben zu und zog ihn in ihre Arme, während Thränen ihre Augen füllten und sie mit bebender Stimme zu dem Kleinen sagte: „Thue das nie wieder, Edy! . . . Siehe das arme Thierchen fühlt gerade so den Schmerz wie Du; die lebende Fliege ihrer Flügel berauben ist dasselbe, als nehme man Dir ein Händchen. Zu unserm Nutzen sind die übrigen Geschöpfe Gottes auf der Welt — jedoch nicht zu gedankenloser, grausamer Spielerei.“

„Ich will's gewiß nicht wieder thun, liebe Mama,“ versicherte der Kleine, der während der Mutter mild ermahnenden Worten heftig zu weinen anfang, als überkäme ihn plötzlich ein Verständniß seines Thuns und des Unrechts dabei. „Ich meinte es gar nicht

böse und wollte den armen Fliegen gewiß nichts zu Leide thun, aber Papa sagte: man „müsse“ unsere guten, kleinen Vögelchen so füttern . . . liebe Mama, verzeihe mir nur dieses Mal, ich werde wirklich nie wieder so unartig sein.“

Die Mutter suchte das weinende Kind zu beruhigen und übergab es der eben eintretenden Bonne, die darauf mit dem Knaben das Zimmer verließ.

„Warum verdirbst Du die Seele des Kindes durch solch häßlichen Zeitvertreib?“ wandte Corinna sich jetzt zürnend an den Major, „bist Du selbst auch grausam genug, an derlei Sachen Vergnügen zu finden, so thue es wenigstens allein und laß das unschuldige Kind dabei aus dem Spiele!“

„Was sollen nun schon wieder diese hochtrabenden Reden?“ fragte Ahrenburg nachlässig dagegen. „Deine Vorwürfe sind stets unmotivirt,“ setzte er ärgerlich hinzu, „die Vögel fressen nun einmal keine todten Fliegen, das könntest Du doch wissen!“

„Welche Entschuldigungsgründe! . . . Und meine Worte sollen nichts weiter als hochtrabende Reden sein?

So ist Dein Herz wirklich so unempfindsam, daß Du nicht einmal begreifst, wie Du das Kind systematisch zur Grausamkeit verleitest . . . Hältst Du Dein Beginnen denn wirklich für vollständig richtig?“

„Gewiß; sonst thäte ich's ja nicht! . . . Was soll dieses weichliche Wesen, das Du Eduard einimpfen möchtest? Der Bursche soll Soldat werden wie ich; da könnten ihm Zimperlichkeit und schwache Nerven nichts helfen, er muß sich frühzeitig daran gewöhnen, derlei Frauenzimmer=Schwächen abzulegen . . . Uebrigens verbitte ich mir Deine Einmischung ein für alle Mal für die Zukunft. Was ich sage, ist recht und gut und soll geschehen und damit basta. Kumm're Du Dich um Deine Toiletten und wie Du Deinen Anbetern am Besten gefällst, aber bilde Dir um des Himmels willen nicht ein, etwas von Kindererziehung zu verstehen. Bei Deiner verkehrten Behandlung Edys stehe ich überhaupt für nichts! Geschieht ein Unglück, dann trägst Du allein die Schuld — das ist mir vollständig klar!“ Damit verließ er sicher und selbstbewußt wie nur je mit gewichtigen Schritten das Zimmer.

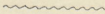
Corinna brach unter diesen unvernünftigen Anschuldigungen fast zusammen. Erschöpft sank sie in den nächsten Stuhl. Ihre ohnehin zarte Gesundheit litt täglich mehr unter diesen stets sich erneuernden, nutzlosen Kämpfen, diesem immer zunehmenden häuslichen Elend. Wäre sie eine weniger zartbesaitete Natur gewesen, sie hätte sich aus solchen Scenen und Vorwürfen weniger gemacht; so jedoch mit ihrem stolzen, weichen, Liebe und Anerkennung bedürftigen Gemüthe litt sie unsagbar, suchte zu ändern und zu bessern, und schwieg endlich, jede Hoffnung auf ein Besserwerden aufgebend und innerlich vollständig von der Unmöglichkeit, irgend welches Verständniß zwischen sich und ihrem Gatten herbeizuführen, überzeugt. Was und wie sie es auch sagen mochte, es fand keinen Eingang, keinen Widerhall, sondern rief nur oft genug den heftigsten Zorn des Majors hervor.

„Oh, welche Qual!“ flüsterten ihre schmerzlich zuckenden Lippen, „an der Seite dieses Mannes dahinleben zu müssen . . . dieses Menschen, dessen Seele nichts gemein hat mit der meinigen, von dem jede Berührung

mir wie eine Beschimpfung erscheint, jede Annäherung mir Qual bereitet. Ich Thörin, die ich mir einbildete, mit meinen siebenzehn Jahren eine für mein Leben entscheidende Wahl treffen zu können! Wie furchtbar büße ich jetzt den Wahn meiner unwissenden Jugend. Es sollte eigentlich ein Gesetz existiren," fügte sie, lebhaft von der ihr eben kommenden Idee angeregt, hinzu, „das jedem Mädchen vor dem zwanzigsten Jahre das Heirathen verbietet. Sie könnte dann sorglos und fröhlich die schönsten Jahre ihres Lebens genießen, lernte Welt und Menschen, ihr eigenes Herz, ihre Ansprüche an's Leben und an das, was ihr zu ihrem Glücke frommt, besser kennen und träte schließlich mit Ueberlegung und geistig gereifter eine Wahl, die ihr eher für eine glückliche Zukunft Garantie böte, als solches bei allzu großer Jugend zu geschehen pflegt, wo sie in den meisten Fällen nur bewußtlos in die von Anderen für sie gewählte Stellung hineintaumelt, ein Eden erwartend und nicht zum seltensten, wenn ihr die Erkenntniß der Wirklichkeit aufgeht, eine Hölle findend."

Die Meldung, daß Besuch sie im Empfangsalon

erwarte, veranlaßte Corinna in ihren schmerzlichen Erwägungen und Weltverbesserungs-Ideen inne zu halten. Sie strich sich glättend über die Stirn und suchte ihrem betrübnen Gesichte den vor Fremden gewohnten conventionellen Ausdruck zu geben, um dem Gaste gegenüber die stets liebenswürdige Frau des Hauses zu spielen.



X.

Werner Scharfenhorst hatte inzwischen den Salon betreten und da er einige Secunden auf Corinnas Erscheinen warten mußte, schaute er sich prüfenden Blickes in dem Raume um.

Kirschrothe Sammet=Tapete bekleidete die Wände und mit Stoff von demselben gesättigten, nur um eine Nuance lichterem Farbenton waren die Polster der schwarzen Ebenholz=Möbel überzogen. Hohe Spiegel in reich vergoldeten Rahmen strahlten die Gestalt des Eintretenden in seiner ganzen Größe zurück und ein Paar weiße Marmorstatuen in Nischen, die so oft als Relief angebrachten Darstellungen von Schlaf und Tod, hier zu freistehenden Figuren von einem Meister neuerer Zeit mit wunderbar feiner, idealer Auffassung umgewandelt, fesselten vor Allem den Blick des Beschauers.

„So schön das Ganze auch ist, es dient doch nur zur würdigen Folie Corinnas,“ dachte Werner, als sie jetzt mit freundlichem Lächeln auf den Lippen und mit feuchtem Glanze in den dunkeln Augen eintrat.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, mein Freund,“ begrüßte sie ihn in der ihr eigenen offenen, liebenswürdigen Weise, „wir sahen uns lange nicht.“

„Ist Ihnen die Zeit inzwischen so lang erschienen?“ fragte er und zögerte als schwebte ihm noch ein anderes, wärmeres Wort auf den Lippen; doch wie sich besinnend fügte er schnell hinzu: „Ich hatte mich in letzter Zeit so sehr in meine Studien versenkt, daß mir die Zeit wie im Fluge verging.“

„Und daß Sie wie gewöhnlich alles Andere darüber vergaßen,“ entgegnete sie mit sanftem Vorwurfe.

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte Werner langsam jedes Wort betonend, „aber aufrichtig gestanden, mir Mühe gab, alles Andere zu vergessen.“

Der Glanz in ihren Augen erlosch; es zog ein Frösteln durch ihre Glieder. Warum nun wieder dieses abweisende Wesen? . . . Sie fühlte sich auch hier verletzt

und unverstanden und lenkte daher das Gespräch auf gleichgültige Dinge, auf andere Menschen, auf Tagesereignisse.

Er war heute jedoch ausnahmsweise einmal nicht in der Stimmung, mit ihr nur Conversation zu machen; überdies glaubte er jetzt seiner sicher zu sein, daß er nichts von dem Gefühl, welches in seinem Innern schlummerte und das von Zeit zu Zeit immer wieder zur Oberfläche drängte, verrathe. Ihre bekümmerte Miene und ihre Erregtheit bemerkend, erlaubte er sich eine Frage nach der Ursache des Schmerzes, den er in ihren Blicken las.

Sie antwortete ausweichend und zerstreut. „Ob auch er es für möglich hält, daß man das Herz zu einem ungeliebten Manne hinzwingt,“ dachte sie, während ihre Lippen eine gleichgültige Phrase aussprachen, „zu diesem Manne, der in Geistes- und Seelenleben so tief unter mir steht. Meine Mutter, als wir einst darüber sprachen, meinte: man könne auch darin viel, wenn man es ernstlich wolle. Die gute Mutter hat solche Qual, wie ich sie erdulde, eben nie gekannt!“

„Corinna, was macht Sie heute so zerstreut? Ist Ihnen etwas besonders Unangenehmes passiert?“ fragte Werner verwundert, als sie ihm abermals eine verkehrte Antwort gegeben.

„Nein,“ entgegnete sie mit leichter Bitterkeit im Ton, „was bei Anderen ‚Besonderes‘ wäre, ist bei mir ja ‚alltätlich,“ und weiter dachte sie: „Warum soll ich’s ihm sagen was mich quält; er würde mich ja doch nicht verstehen! Denn als ich einst das Gespräch auf Gefühlsachen lenkte, da bekam ich statt eines einzigen warmen Wortes, das ich gewünscht, eine ganze gelehrte Abhandlung, die ich gar nicht verlangte, die mir nichts helfen konnte und deren Trockenheit mir nichts bot, zu hören; und ein anderes Mal, da versuchte er es mit leichtem Scherze, der mir aus seinem Munde bei solcher Veranlassung wie Hohn klang, meine schwermüthigen Gedanken hinweg zu scheuchen und beantwortete meine Klagen, die nur leise durchschimmerten, mit einer forcirten Heiterkeit, die ihren Zweck — wenn es der vielleicht war: mich aufzuheitern — vollständig verfehlte. Und wie könnte ich’s ihm auch sagen, daß

meine Seele sich wund sehnt nach Liebe und Verständniß? Nein, nein, je lauter solches Sehnen und solche Wünsche werden, desto fester verschließe ich sie vor jedem fremden Blick in meiner Brust, denn jedes Verkennen meiner Seelenstimmung berührt mich von ihm schmerzlicher als von Andern, sie deckt mir ja die Kluft zwischen uns nur immer deutlicher auf, und doch hätte mir bei meiner innern Zerrissenheit und Freudlosigkeit ein wenig Theilnahme von dem Freunde meiner Jugend so wohlgethan. Und am Ende deutete er sich ein solches Aussprechen meinerseits . . . in einer Weise, die ein —

Unsinn wäre!“ setzte sie laut hinzu.

„Corinna, Sie fiebern!“ rief Werner besorgt. „Ich sprach zu Ihnen von den herrlichen Raulbach'schen Cartons zur Göthe-Gallerie und sie antworteten mir: die wären ‚Unsinn‘.“

„Ja, wenn ich das wirklich that, dann muß ich freilich fieberkrank sein,“ entgegnete Corinna mit müdem Lächeln. „Sie wissen's ja, wie ich im gesunden Zustande diesen großen, genialen Künstler, von dem ein

jedes Werk mit solcher Lebenswahrheit und =Wärme zu uns spricht, verehere.“

Da Werner sah, wie unstät Corinna heute von einem Thema zum andern übersprang und ihr nichts rechtes Interesse einzulösen schien, so erkundigte er sich endlich nach dem Befinden ihres kleinen Söhnchens, weil er sicher war, daß sie diesem Gesprächs=Gegenstande sicher ihre volle Theilnahme zuwenden würde.

„Meinem armen Kinde hilft wohl kein Arzt der Welt mehr in umfassender, vollständige Genesung bringender Weise,“ entgegnete die junge Mutter traurig. „Befindet es sich für den Augenblick auch etwas besser, so geht der kleine Engel doch langsam aber sicher seinem Ende entgegen. Das Fieber kehrt immer häufiger wieder und seine Kräfte schwinden immer mehr — und ob ich ihn einst wiedersehe?“ setzte sie hastig und doch auch wieder zagend, wie um jeden Preis nach Trost verlangend, hinzu.

Er verstand jedoch auch jetzt nicht den weichen, flehenden Ton ihrer Stimme und glaubte ihr die rückhaltslose Wahrheit seiner Ueberzeugung nicht vorent=

halten zu dürfen. „Nein, Corinna,“ entgegnete er ruhig, „ich fasse die ganze Welterschöpfung höher auf. Wir Menschen sind nur Atome eines unermesslich großen Körpers; sind nur auf der Welt — ein Jeder an seinem Plage — um unsere Pflicht zu thun; und ist unser Tagewerk vollbracht, haben wir unser Theil Arbeit gethan, kehren wir zur großen Urmasse aus der wir herkommen zurück, d. h.: vom Nichts zum Nichts! . . . Das, was wir Geist, Herz, Seele nennen, ist nichts, als ein Fluidum in unserm Blute, ist wie der Gährstoff und das Aroma im Wein, wie der Duft in der Rose, ist ein Etwas, das in uns treibt und schafft und das uns das Leben schön und werth macht, das jedoch mit uns vergeht sobald das Blut in unsern Adern zu circuliren aufhört, stillsteht und gerinnt.“

„Nein, nein, mein Freund, Sie fassen das Alles zu realistisch auf! Solch ein Glauben mag Euch stolzen Männern ziemen, uns schwachen Frauen kann er nicht genügen. Und nicht nur mein Herz, auch mein Verstand läßt mich Anderes glauben. Der Unglauben an die Existenz eines Gottes entspringt zum größten Theil

doch wohl aus dem Umstande, daß wir kein Vorhandensein, kein thatsächliches Wirken und Schaffen, kein Eingreifen in unser Leben uns nicht zu erklären vermögen. Allein gerade dieses, woran der Schwachmuth Anderer vielleicht oftmals ein unübersteigbares Hinderniß findet, woran ihr Glauben zerschellt und zerbricht, das belebt den meinen ganz wunderbar! Denn ich sage mir: wäre das ganze Welterschöpfungswerk so einfach, daß du irdischer Mensch mit deinem kleinen Menschenverstande den ganzen Zusammenhang des Welt-Systems sehen und begreifen könntest, dann wäre der Gott, den du nichtiges Wesen dazu in seiner ganzen Ur-Schöpfungskraft erkennen und verstehen müßtest, kein so endlos hoch über dir stehendes Etwas.“

Sie schwieg eine Zeitlang sinnend und, da auch Scharfenhorst schwieg, fuhr sie beredt fort: „Hat sich die Welt auch in der durch Forschungen festgestellten Reihenfolge entwickelt, wie ich durchaus nicht bezweifle, so fragt sich's doch noch immer, wo kam der Urstoff her, aus dem nicht nur Alles das, was unser Auge erschaut und unser Ohr vernimmt, sondern auch, was

unser Geist nur ahnt und was längst vor uns war, hervorging? . . . Zugegeben, wir Menschen und all die übrigen Geschöpfe dieser Erde entstanden aus dem Staube, zu dem wir wieder werden — ‚wer‘ legte aber in den Staub die Keime kommenden Lebens? Und so fragt sich's fort und fort, gehen wir in dem Fortschritts-Processe der Entwicklungs-Geschichte zurück, so weit wir wollen. So gut die Gelehrten uns auch dieses allmähliche Fortschreiten zu erklären vermögen, an dem Ursprung, dem Anfang, dem Ur-Anbeginn, daran scheitert ihr ganzes Wissen; da heißt es auch wie bei vielem Andern: ‚Bis hierher und nicht weiter reicht eure große, stolze und doch so beschränkte Wissenschaft?‘ Wir mögen Erklärungen finden, so viel wir wollen, endlich langen wir immer wieder bei dem Anfang an und abermals frage ich: ‚Wer‘ sprach das erste ‚Es werde‘ — und so lange man mir die Antwort darauf schuldig bleibt, so lange kann mir die ganze übrige gelehrte Theorie, deren Scharfsinn und Richtigkeit ich vollständig erkenne, nichts von meinem Glauben nehmen! So kunstvoll und bewunderungswürdig es im-

merhin ist, aus bereits Vorhandenem stets wieder Neues, Anderes zu bilden, es ist dennoch erklärlich und verständlich. Darum ist darin auch nicht der Schwerpunkt göttlicher Kraft, sondern nur göttlichen Wirkens zu suchen. Das Erstere liegt tiefer; aus dem ‚Nichts‘ ein ‚Etwas‘ zu schaffen, das ist das Wunder, welches wir in der Welterschöpfung vollbracht sehen und das eben nur eine, über menschliches Denken reichende Macht, das nur ein Gott vollbringen konnte!“

Corinna hatte mit Begeisterung gesprochen; ihre Wangen glühten, ihre Augen strahlten, ihre Stimme klang Werner in diesem Momente wie Musik; sie erschien ihm, in ihrer seelischen Erregung, wie eine begeisterte Seherin früherer Zeiten. Es verlangte ihn heute auch nicht darnach, sie mit spitzfindigen Erörterungen zu widerlegen, wie er es sonst wohl that; er wollte jetzt nur ihrer süßen, weichen Stimme lauschen, in ihre räthselhaften, dunkeln Augen schauen und für einen Moment die Welt darüber vergessen. Er nickte nur ein paar Mal wie zustimmend oder ablehnend mit dem Kopfe und Corinna fuhr fort: „Ja, ich gehe in

meinem Glaubenseifer noch weiter; ich hoffe nicht nur auf ein ‚zukünftiges Leben‘, ich glaube auch an eine ‚vergangene Existenz‘.“

„Da gerathen wir ja in den Heidenglauben der alten Aegyptier, Inder und anderer alter Völker,“ bemerkte Scharfenhorst.

„Und halten Sie diesen Glauben in allen Stücken für so irrthümlich und falsch? Ich nicht! . . . Sie werden vielleicht verwundert fragen, was mich auf die sonderbare Idee eines ‚vergangenen Lebens‘ gebracht? Das ist sehr einfach! Ich sage mir nämlich: So wenig wie wir in unserer jetzigen Beschaffenheit ‚Endpunkt‘ der Vollkommenheit — der doch Alles zustrebt und die auch wir einst in der Schöpfung erreichen sollen und müssen — sein können, eben so wenig sind wir in unserem jetzigen Zustande ‚Anfang‘. Daß ein beständiges Fortschreiten stattfindet, lehrt uns die ganze Weltentwicklung; warum also sollten wir allein als unverändert ‚Fertiges‘ von Anbeginn dagewesen und stets, trotz allen Verbesserungen in der Entwicklung, doch wieder mit denselben Schwächen und

Mängeln an Körper und Seele behaftet sein? Nein, unser Leben hier ist nur ein Uebergang, nur eine Sprosse auf der Fortschrittsleiter, eine Stufe nur auf der langen Scala der verschiedenen Entwicklungsstadien... Wo wir einst gelebt, einst leben werden, in welcher Gestalt, unter welchen Bedingungen, das hier schon zu erfahren, ist eben wieder ein Punkt, zu dem unser irdisch Wischen Verstand, mit dem es uns nun einmal nicht vergönnt ist, in alle Abtheilungen des Räderwerks der großen Weltmaschine zu schauen, nicht ausreicht; weil wir, wenn wir es auch sähen, doch mit unserm, nur für diese Welt berechneten Verstande nicht begreifen könnten. Zweifelt das Kind nicht auch an Dingen, die es nicht versteht und faßt, und überzeugt sich später doch, wenn es groß geworden, daß nicht jene Dinge zu dem Zweifel berechtigten, sondern seine eigene, mangelnde Einsicht ihm das Verstehen unmöglich machte? Sollte es sich nun hier mit Gott, mit uns Menschen und dem ganzen Weltordnungs-Systeme nicht ebenso verhalten? Wie das unreife Kind den Vater in seinem Thun und Lassen,

Schalten und Walten nicht begreift, so wir häufig Gott nicht, — sollte das Kind deshalb die Existenz des Vaters bezweifeln? sollten wir deshalb Gott verleugnen?“

„Aber das Kind sieht den Vater — wir Gott niemals!“ wandte Werner dagegen ein.

„Oh doch, mein Freund, auch wir sehen Gott hundert und hundert Mal in seinen Werken! Das kleine Menschenkind muß natürlich den Vater körperlich vor sich sehen, um an sein Dasein glauben zu können; der gereifte Menschenverstand schließt von den Wirkungen auf die Ursachen und erkennt aus den Werken den Geist, der sie hervorrief.“

„Und waren Sie in Ihrem Leben schon so glücklich, dem Geiste Gottes zu begegnen? Wo sehen Sie Gottes Hand, Gottes Vaterliebe?“ fragte Werner herb, fast spöttisch.

„Oh vielfach! Außer in dem großen Wunder der Welterschöpfung offenbarte sich mir Gott auch in dem kleinen Schöpfungswunder, dem Menschen. Aus dem Herzen eines guten Menschen sprach Gottes-Vaterliebe,

aus dem edlen Geiste eines begabten Menschen Gottes-Geist zu mir, und so sucht und findet meine Seele, trotz allen Irrthums, aller Täuschungen und niederdrückenden Erkenntniß stets wieder Gottesfunken in den Seelen meiner Mitmenschen, und so hoffe ich auch, daß dieses einmal in uns gelegte Feuer nicht mit diesem Leben erlischt. Ja, ich glaube an ein Wiedersehen mit den uns Vorausgegangenen, nach dem vermeintlichen Tode hier, in einer andern bessern Welt.“

„Aber das wäre ja in vielen Fällen durchaus keine tröstliche Aussicht!“ schaltete Scharfenhorst ein.

„Ich deute mir solches Wiederfinden auch durchaus nicht nach blutsverwandtschaftlichen Banden, sondern nach geistiger Gemeinschaft, wie das Leben, welches uns nach diesem irdischen erwartet, jedenfalls auch ein geistigeres sein wird, und das zwar als nothwendige Folge der steten Fortentwicklung; und solche natürlich in der Weise, wie uns die Welterschöpfung bereits das große Beispiel gegeben, nämlich in stets aufsteigenden Graden — nach den Pflanzen die Thiere, und nach diesen die Menschen; die mit dem höchsten

Organismus begabten Geschöpfe also zuletzt. Nehmen wir nun an, es gäbe selbst nur drei Hauptentwicklungsstufen für die Menschheit, so möchte ich uns in einem vergangenen Leben mit den Pflanzen vergleichen, in dem gegenwärtigen mit den Thieren, in einem zukünftigen mit den Menschen. Die Zwischenstufen liegen in der verschiedenen geistigen und seelischen Begabung der in den drei Hauptabtheilungen weilenden Individuen, und führt diese in langsamerer oder schnellerer Frist zum Ziele. Das uns hier auf Erden noch anhaftende Körperlich-Thierische fällt mit dem Tode ab, und das Menschliche, d. h. in diesem Falle: der reine Geistes-Mensch bleibt für eine zukünftige Welt nach.“

Werner sah sie immer verwunderter und zugleich bewundernd an.

„Klingt Ihnen das so seltsam?“ fragte sie lächelnd, „mir erscheint das Alles sehr natürlich!“

„Corinna, Sie scheinen mir selbst das größte Wunder der Schöpfung!“ rief er erregt. „Wie kommen Sie zu solch tief sinnigen Gedanken? Seit wann treiben Sie Philosophie?“

„Mit philosophischen Studien habe ich mich nie beschäftigt. Ich habe zwar eine Geschichte der Philosophie unter meinen Büchern liegen, doch kann ich nicht behaupten, sie gelesen zu haben. Aber geistige Einsamkeit hat mich allmählig auf diese, Anderen vielleicht fremd und sonderbar dünkenden Ideen gebracht... Wo das Herz nicht ausgefüllt ist, da sucht der Geist doppelt nach Nahrung, und wo das Herz denn doch wieder so wie meines beschaffen ist, da ergreift es selbst alles Geistige auch wieder mit dem Herzen und daraus entsteht dann ganz naturgemäß dieses Ihnen vielleicht seltsam erscheinende Gemisch von Herzens- und Verstandes-Religion.“

„Ich will Alles glauben, was Sie sagen, Corinna, und wenn auch gerade nicht immer mit meinem Verstande... so doch mit meinem... Herzen.“ Schon im nächsten Moment bereute er diese Worte, die auszusprechen er sich unwillkürlich gedrungen gefühlt; er brach schnell ab, zog die Stirn in finstere Falten und starrte schweigend die gegenüber liegende Wand an, als finde er im Tapetenmuster ein undefinirbares Räthsel.

Sie beachtete jedoch weder seine Worte, noch seine finstere Miene; sie war glücklich, diese Gedanken, die ihr viel zu schaffen gemacht und die sie lang mit sich herumgetragen, ihm, einem geistig begabten Menschen, in ungestörtem Beisammensein aussprechen zu können und über solchem Ideenaustausch die Leere ihres sonstigen Lebens zu vergessen. Unbeirrt fuhr sie fort: „Noch ein weiterer Grund veranlaßt mich, auf ein ‚zukünftiges Dasein‘ zu hoffen und an ein ‚vergangenes Leben‘ zu glauben.“

„Und der ist?“ fragte er wie erwachend und mühsam seine Gedanken sammelnd.

„Ach,“ entgegnete sie lächelnd, „das ist eine Beweisführung, über die Sie als Mann vielleicht nur mitleidig die Schulter zucken und die Sie als unlogisch verwerfen werden. Mein guter Papa Steinberg hat mir zwar beige stimmt und gemeint: es könne schon etwas Wahres daran sein.“

„Ich habe noch nie bemerkt, Corinna, daß Sie unlogisch im Denken gewesen wären . . . bitte, lassen Sie

mich weiter in Ihre wunderbare Gedankenwelt eindringen.“

„So mag's denn sein! Ich will Ihr Urtheil über mich ergehen lassen. — Wie oft fühlen wir uns nämlich von einer uns bisher fremden Person beim ersten Begegnen sympathisch berührt; und obgleich wir die Ursache davon nicht zu erklären wissen, wirkt doch die Gegenwart solcher Menschen gleich zu Anfang und auch im weiteren Umgange so unendlich wohlthuernd auf uns, daß wir wie magnetisch zu ihnen hingezogen werden; ja, daß wir sie lieben müssen, und das nicht nur um ihrer guten Eigenschaften willen, die eine andere Person vielleicht ganz in demselben Maße besitzt, sondern oft selbst gegen unsere Ueberzeugung und bessere Einsicht, und das bloß, weil uns ein ganz unerklärliches Gefühl gerade zu diesem einen Wesen hinzwingt. Ich spreche in diesem speciellen Falle freilich nicht von mir — ich könnte stets nur lieben, was mir gut und achtungswerth erscheint oder so lange ich den Glauben an das Gute, trotz allen Scheins dagegen, nicht verliere. — In gleicher Weise, nur nach der entgegen-

gesetzten Richtung, wirken andere Personen auf uns und berühren uns schon beim ersten Zusammentreffen so abstoßend und unsympathisch, daß wir den Wunsch hegen, in keinerlei Beziehung zu solchen Leuten zu treten, obgleich wir nichts Nachtheiliges von ihnen wissen und auch nichts Tadelnswerthes an ihnen bemerken. Es ist eben ein unwillkürliches Empfinden, das vor dem Forum des Verstandes undefinirbar ist, und doch ist es da und läßt sich nicht fortleugnen... Da will es mich nun bedünken, als seien wir solchen Menschen, im Guten wie im Bösen, schon einmal, in einem früheren Leben begegnet. Der Einfluß der Bösen auf unser Leben muß durch unsere eigene Veredlung gebrochen werden — das Band zwischen ihnen und uns muß reißen! Das Wiedersehen und Zusammenfinden der edeln, reinen Geister beruht jedoch — nach meiner Ansicht — auf dem Geheimniß einer unerklärlichen, unbezwinglichen Sympathie, welche das Körperliche überdauert und welche die Seelen zusammenführt — ohne Rückerinnerungen an frühere, blutsverwandtschaftliche Grade und ohne Rücksicht auf vordem

bestandene, oder jezt noch irrthümlicher Weise bestehende Verhältnisse — nur Seele zu Seele!“

Corinna schwieg; ihre gefalteten Hände ruhten im Schooße, ihre Augen blickten verklärt, als hätte ihre Seele bereits alle Fesseln dieser Erde abgestreift. Sie war in diesem Momente geistig wie körperlich so schön, daß Scharfenhorst, der sie nie zuvor so klar in ihrer ganzen Schönheit erschaut und erkannt, einen Augenblick ein Gefühl überkam, als müsse er ihr zu Füßen sinken und sie anflehen: Laß mich Theil haben an Deiner großen, reinen Seele mit dem idealen Empfinden, Theil haben an Deinem edlen, aufwärts strebenden Geiste und an Deinem liebewarmen Herzen!

Doch die Aufwallung war nur eine flüchtige; er preßte die Hand nur fester auf die Brust und schwieg.

Frauliche, lautlose Stille herrschte momentan in dem prunkvollen Gemache, nur das Ticken der Uhr, vom Kamine her, ward hörbar. Ein Sonnenstrahl fiel durch die blumenverstellten Fenster auf die von ihren unruhig wogenden Ideen und Empfindun-

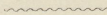
gen Beherrschten und tief in Gedanken Versunkenen. Werner kehrte der Sonne den Rücken und schaute aus dem dunkeln Schatten, der sein Auge umgab, sehnsüchtig zu dem Sonnenstrahl auf, welcher über Corinnas bläulich schimmerndes Haar dahinspielte, allein er sprach auch jetzt, wenn auch wehmüthig, so doch festen Sinnes zu sich selbst: „Reiße die immer noch blutende Wunde nicht nutzlos wieder auf; sei ein Mann in des Wortes strengster Bedeutung; bekämpfe dich selbst . . . und vergiß . . .“

„Mister Morton,“ ertönte die Meldung des Dieners von der Thür aus in die gedankenschwere Stille hinein, und näher tretend präsentirte er der Dame des Hauses einen Brief.

Werner erhob sich hastig. Er war jetzt nicht in der Stimmung, mit Anderen zusammen zu treffen und irgend eine gleichgültige Unterhaltung zu machen. Die gestörte Ruhe seines Herzens konnte er nur bei seinen Büchern und Studien in's alte Gleichgewicht bringen. Er griff nach seinem Hute und empfahl sich eilig mit wenigen kühlen Worten, welche Corinna nach ihren

vorhergehenden, das tiefste Gemüth ergreifenden Gesprächen ganz sonderbar fremd klangen, und die ihr fast den Eindruck machten, als fühle er sich plötzlich durch irgend etwas ihr Unbegreifliches verletzt.

Sie verstanden einander eben nicht!



XI.

Morton war eben von seinen Gütern in England zurückgekehrt, und einer seiner ersten Ausgänge führte ihn in's Ahrenburg'sche Haus.

Corinna empfand für den Mann mit dem zarten, rücksichtsvollen Wesen und dem sanften Charakter, den sie zugleich wie ein Vermächtniß ihrer theuren, so früh und in so entsetzlicher Weise dahingeshiedenen Freundin betrachtete, eine fast schwesterliche Theilnahme. Sie hätte ihn gern völlig getröstet, ihn mit dem Leben wieder ausgesöhnt und glücklich gesehen. Er fühlte ihre stets gleiche Herzensgüte gegen ihn; er verehrte sie und stellte sie hoch und war ihr dankbar — doch er schaute immer nur ‚zu ihr auf‘, und ihr innerstes Wesen war ihm ein ‚Buch mit sieben Siegeln‘.

Zwischen Beiden entwickelte sich jetzt bald eine leb-

hafte Conversation mit gegenseitigen freundschaftlichen Fragen und Erfundigungen. Nachdem das Nächstliegende besprochen war, fragte Morton: „Wie lauten denn die neuesten Nachrichten aus Italien? Geht es der jungen Frau gut?“

Corinna zögerte mit der Antwort. Dann entgegnete sie: „Meine liebe Violet hat mich in immer längeren Pausen auf Briefe warten lassen und der letzte, vor dessen Eintreffen ich schon recht ungeduldig war, brachte mir leider auch nichts Gutes. Anderen würde ich nicht davon sprechen; doch Sie zählen ja zu unseren besten Freunden, lieber Edgar, und ich bin Ihnen gegenüber sicher, mit meinen Mittheilungen keine Indiscretion zu begehen . . . Meine schlimmen Befürchtungen scheinen sich noch schneller, als ich's für möglich hielt, verwirklichen zu wollen: sie klagt über Vernachlässigung und Gleichgültigkeit ihres Gatten — nicht nur seiner Kunst gegenüber, sondern auch gegen sie selbst.“

„Das ist ja sehr traurig,“ entgegnete Morton ernst. „Ich hätte dergleichen wirklich nicht für möglich ge-

halten! Was ist denn der Grund zu seinem wieder-
erwachten leichtsinnigen Leben? Schreibt Ihre Frau
Cousine nichts darüber?"

„Sie schrieb mir, daß Almenau seine Kunst jetzt
nur noch eine ‚brodlose‘ nennt, und sich im Verein
mit einigen jungen, unverheiratheten, enorm reichen
Cavalieren einem nichtsthuerischen Leben in die Arme
geworfen, bei dem eine schnell erwachte Leidenschaft
für hohes Spiel die größte Rolle spielt.“

„Diese Leidenschaft ist nicht so plötzlich entstanden,
wie die beklagenswerthe junge Frau glaubt,“ erwi-
derte Morton, „er fröhnte ihr auch schon früher;
nur erlaubten ihm seine bisher geringen Mittel nicht,
sich derselben so zu überlassen, wie es jetzt der Fall
zu sein scheint, wo er das Vermögen Ihrer Cousine
leider ganz in seine Hände bekommen hat.“

„Violets Vertrauen zu ihm war als Braut ein
unbegränktes und mein Mann in diesem Fall durch
Victors schlau berechnete Liebenswürdigkeit und durch
sein schmeichlerisches Wesen zu sehr für ihn einge-
nommen... Es ist wirklich rührend, wie sie ihn trotz

seines flatterhaften Wesens dennoch liebt — es spricht sich in all ihren Aeußerungen aus! Sie hofft stets das Beste von der Zukunft, — doch mir scheint diese trüb und ich kann nur wünschen, daß ihr, bei der Weichheit ihres Charakters, die Kraft nicht fehlt, das gewiß noch über sie kommende Schwere zu ertragen, und, wenn möglich, noch lange aufzuhalten.“

„Eine Frau hat freilich viel Einfluß auf den Mann,“ bemerkte Morton nachdenklich, „wenn sie denselben nur recht anzuwenden weiß.“

„Ach, lieber Edgar, lange nicht so viel, als man gemeiniglich glaubt!“ sprach Corinna mit halb spöttischem, halb wehmüthigem Lächeln. „Die Frau kann wohl in manchen Fällen mildern, bessern, zurückhalten. Aber ein Mann, der sich verheirathet, ist eben kein Kind mehr, sondern ein fertiger Mensch, d. h. in seinen Gewohnheiten und Charakter-Eigenschaften, soviel ihm innerlich zu seiner Vollendung auch noch fehlen mag... Sind wir nun nicht einmal im Stande, ein ‚Kind‘ vollständig umzumodeln, wie sollten wir das bei einem ‚Manne‘ fertig bringen? Freilich wird an=

dererseits ein leichtsinniger Mensch, der selbst keinen Halt in sich findet, an der Seite eines schwachen Weibes noch eher und schneller sinken, als solches an der Hand einer willensstarken geschieht; ob sie aber die Macht hat, ihn gänzlich vom Falle zurückzuhalten, das bezweifle ich, und mich empört daher auch die Ungerechtigkeit der Welt, mit der sie, bei irgend einem Vergehen des Mannes, stets die Schuld in der Frau sucht.“

„Sie sind eine seltene Ausnahme unter den Frauen, — Sie vertheidigen Ihr eigenes Geschlecht!“

„Es ist traurig, mein Freund, daß ich ‚das‘ als Compliment auffassen muß — aber leider haben Sie mit Ihrem feinen Spotte nur zu sehr recht.“

Das Gespräch, das beide anregte, ging noch eine Weile in animirter Weise fort, dann nahm auch Mor-ton wieder Abschied und ging.

Corinna, bereits im Begriff, gleichfalls das Zimmer zu verlassen, um sich zu ihrem kleinen Sohne zu begeben, erinnerte sich jetzt plötzlich des Briefes, der ihr vorhin bei Edgars Ankunft gebracht wurde, und den sie, während

Werner sich von ihr verabschiedete, achtlos auf ein Seitentischchen fortgelegt. Jetzt griff sie nach ihm, um ihn vorher noch zu lesen; doch statt ihn zu öffnen, betrachtete sie prüfend die Adresse.

„Eine ganz fremde und, wie es scheint, des Schreibens ziemlich ungelübte Hand . . . und dieses eigenthümliche, grobe Briefpapier,“ bemerkte sie verwundert. „Es ist ein Bettelbrief!“

Sie erbrach das unförmige Siegel und las mit immer größer und starrer werdenden Augen:

„Geehrte Madame.

Es thut mir zwar sehr leid, Sie belästigen zu müssen, aber was thut man nicht, wenn man Hunger hat. Sie schwelgen im Reichtume und ich habe nichts, um nur mein Leben zu fristen, und doch habe auch ich einst in Champagner und andern guten Sachen geschwelgt, doch seit er mich nicht mehr besucht und nichts mehr von mir wissen will, worüber Sie sich natürlich nur freuen können, geht's mir furchtbar schlecht. Und da dachte ich, wenn er mich verhungern läßt, so

trifft Sie die Schuld doch etwas mit, denn Sie sind nun einmal sein angetrautes Weib und könnten die Schuld, die er gegen mich auf dem Herzen hat, und das Unrecht, das er mir gethan, ein bißchen wieder gut machen, wenn Sie mir jetzt nur helfen wollten!“

Corinna ließ die Hand mit dem Blatte sinken; es flimmerte ihr vor den Augen. „Welch' neues, entsetzliches Licht geht mir durch dieses Schreiben auf,“ flüsterte sie mit bebender Stimme vor sich hin; „auch das' noch zu all dem Andern!... Doch was schreibt jenes Geschöpf weiter?“ Wieder las sie und ihre Pulse flogen.

„Ihr Freund, der Doctor, der so viel zu Ihnen kommt, hat mir zwar auch schon einmal etwas geschenkt —“

„Was soll ich jetzt noch Alles hören und erfahren!“ rief Corinna und machte eine Bewegung, als wolle sie das Papier in den Kamin schleudern; doch sie besann sich und las weiter:

„Als der Major mir durchaus nichts mehr geben wollte, da hat er mir geholfen unter der Bedingung, daß ich schweige und Sie nicht belästige. Ich hatte auch wirklich die Absicht, mein Versprechen zu halten,

aber nun kann ichs doch nicht. Erst wollte ich zwar gleich am nächsten Morgen fort, nachdem er mir die dreißig Thaler zur Reise geschenkt, dann bedachte ich jedoch, daß ich nur das eine zerrissene Kleid besaß, das ich auf dem Leibe trug. So konnte ich doch unmöglich in die Heimat, was hätten meine Bekannten gesagt, wenn ich so bei ihnen angekommen wäre! Also ging ich und kaufte mir, was ich ungefähr nöthig hatte, um anständig zu erscheinen: Zwei Kleider, einen Mantel und Hut; auch einige Stücke Wäsche brauchte ich, denn ich hatte nichts, als mein eines Hemd. Sie sehen, liebe Madame, daß ich durchaus nichts verschwendete, auch glaubte ich gar nicht, daß das Eisenbahnfahren so theuer ist, und als ich mir dann noch einen Koffer erhandelt, den ich doch durchaus haben mußte, um meine neuen Sachen nicht gleich auf der Reise zu verderben, und nun mein Billet nehmen wollte, da reichte das Restchen Geld kaum zur Hälfte. Was sollte ich anderes machen, als wieder umkehren und, nachdem ich mich überzeugt, daß weder der Major noch der Doctor etwas für mich thuen wollen, mich an Sie

wenden. Kleider habe ich zwar, aber auch furchtbaren Hunger, denn da ich nichts von meinen Sachen, über die ich mich so gefreut, wieder verkaufen oder versetzen mochte, so lebe ich seit vielen Wochen fast nur von trockenem Brod. Ach, liebe Madame, die Sie so reich und darum auch so glücklich sein müssen, denn Sie können ja Alles haben, was Ihr Herz und Ihre Augen nur begehren, erbarmen Sie sich über mich und schenken Sie mir hundert Thaler. Damit kann ich in die Heimath zurück und dort ein kleines Puzgeschäft anfangen. Ich möchte gern wieder ein ordentliches Mädchen werden, aber wenn mir Niemand hilft, allein kann ich es nicht zu Stande bringen. Wenn Sie mir jetzt nur helfen, so will ich Sie nie wieder belästigen, ich schwöre es bei meiner verstorbenen Mutter, die eine brave Frau war, und dieses Mal werde ich mein Wort halten. Ach, Madame, schicken Sie mir doch das Geld, das für Sie eine Kleinigkeit und für mich ein Kapital ist, das Leib und Seele erretten soll.

Ferdinande Schmideberger,
Kleine Bahnhofstraße 56."

Lange starrte Corinna düstern Blickes auf das mit übergroßen, schwerfälligen Buchstaben in krummen Linien beschriebene Blatt. „Welch' ein Gemisch von unbewußt-unverschämter Sicherheit, Rohheit und Leichtsinm,“ dachte sie, „und dann wieder dieses gleichfalls instinctive Sehnen aus dem Zustande der Verderbniß, in dem sie zuletzt gelebt, herauszukommen, und zum Schluß diese Phrase, welche sie wahrscheinlich irgendwo gelesen und die sie nun hier mit ‚Glück‘ verwendet, denn so phrasenhaft sie aus diesem Munde auch klingt, die Wahrheit, welche sie enthält, ergreift mich... Ja, ich will ihr helfen und sie womöglich retten!... Noch heute soll sie das Geld haben — wenn ich mich auch nicht im Entferntesten zu dieser Gabe für verpflichtet erachte — wie sie in ihren confusen Vorstellungen vermeint. — Und er? der mich so hinterging... es ist zu abscheulich! Ein Mann kann sich seiner Frau gegenüber eben Alles ungestraft erlauben... und wenn ich mich, um dieser Sache willen, von ihm scheiden ließe, — wie Viele würden mir wohl zustimmen und sagen, daß ich recht that?“ Sie lachte spöttisch. „Hat

er auch die Ehe gebrochen — was schadet's ihm in den Augen der Welt! Die Frau ist nur um so mehr ‚verpflichtet‘, an dem ‚theuren Bande‘ festzuhalten . . . Er liebt mich nicht . . . er hat auch Jene nicht geliebt, wie er eben Nichts und Niemand wahrhaft zu lieben im Stande ist — denn er liebt nur sich selbst! Auch ich kann ihn nicht lieben, nicht einmal achten . . . Dennoch sollen wir zusammen gekettet bleiben?! Gekettet?!” Ihre Lippen verzogen sich zu bitterstem Hohne. „Nun, er trägt jedenfalls nicht schwer an diesen Ketten! . . . dafür ist er ja auch Mann, d. h. Gesetzgeber, Ankläger und Richter in einer Person.“ —

Einige Stunden später saß Corinna in ihrem Boudoir und las. Die Barmherzigkeitsgabe, mit der sie eine arme, irrende Seele zu retten hoffte, war abgeschickt und sie suchte jetzt ihre theils qualvollen, theils sie mit Ekel und Abscheu erfüllenden Gedanken und Vorstellungen durch irgend eine fesselnde Lektüre, wenigstens momentan, zu betäuben.

Das Wetter hatte sich inzwischen verändert. Der kurze Sonnenschein war verschwunden und prasselnd

Schlug der Regen gegen die großen Spiegelscheiben des eleganten Landhauses und fiel klatschend auf das Straßenpflaster. Zugleich erhob sich ein heftiger Wind, der heulend um's Haus pfliff, doch die dunkeln Wolkenschichten bald wieder gewaltsam auseinanderjagte, so daß schließlich die Sonne von Neuem durch das finstere Gewölk brach und mit blassem Scheine zur Erde hernieder blinzelte.

Die junge Frau legte eben, über das Gelesene nachsinnend, das Buch aus der Hand, als der Major in seiner gewöhnlichen ungeduldig-geschäftigen Weise zu ihr ins Zimmer trat und ihr peremptorisch zurief: „Corinna, kleide Dich an, wir wollen ausfahren.“

Sie sah ihn wie geistesabwesend an, dann überkam sie die Erinnerung an das in den letzten Stunden Erlebte mit doppelter Macht. Sie richtete sich langsam auf und entgegnete kühl: „Das Wetter ist mir zu schlecht, ich bleibe lieber zu Hause.“

„Ich will aber nicht allein fahren, — dann soll Eduard mich begleiten.“

„Bei der Witterung?... Der Arzt hat's untersagt.“

„Was kümmert mich der Arzt! Wenn ich es wünsche, so soll es ohne Widerrede geschehen.“

Corinna wurde unruhig; sobald das Wohl ihres Kindes irgendwie in Frage kam, trat alles Andere für sie in den Hintergrund. Sie vergaß für den Augenblick, was sie ihm sonst wohl vorzuwerfen gehabt, und sorgte sich nur, daß seine rücksichtslose Gewaltthätigkeit ihrem Kinde nicht Schaden brächte.

„Ich werde mit Dir fahren,“ sagte sie kalt wie Eis.

„In welchem Tone Du das sagst! Nein, so gezwungen und in solcher Laune will ich Deine Gesellschaft nicht; da ist mir Eduard lieber.“

„Aber Edy darf bei dieser Witterung nicht in's Freie — des Kindes Gesundheit steht jedenfalls höher als Dein Wunsch.“

„Aber wer sagt Dir denn, Du superfluge Frau, daß des Kindes Gesundheit durch meinen Wunsch gefährdet wird?“ rief er in gereiztem Tone.

„Das sagt mir meine eigene Vernunft,“ entgegnete sie ruhig.

„So,“ schnaubte er jetzt aufgebracht dagegen und

faßte sie unsanft an's Handgelenk, „wenn Du Deine Vernunft nur sonst mehr befragen wolltest —“

„Laß mich los, Adalbert,“ sagte sie erregt und suchte ihren Arm aus seinen umklammernden Fingern zu befreien; allein vergeblich; er umspannte ihren Arm nur noch fester und rief drohend: „Willst Du mir vielleicht wieder sagen, daß ich unvernünftig bin?“

„Das habe ich nicht gesagt,“ sagte sie, innerlich bebend, denn sie kannte diese Stimmungen und sie fürchtete eine Scene, wie sie deren schon mehrere erlebt.

„Ah, nun willst Du wieder leugnen, was Du eben gesagt? . . . Hast also nicht einmal den Muth, Deine eigenen Worte zu vertreten, sondern willst sie jetzt mit echt weiblichem Raffinement verdrehen oder gar zurückziehen?“ höhnte er.

„Ich hasse die Lüge und nähme mir hier wahrlich nicht einmal die Mühe dazu!“ schleuderte sie ihm stolz entgegen. „Gib meinen Arm frei, Adalbert,“ rief sie nach einem erneuten vergeblichen Versuche, sich von ihm loszumachen, in gereiztem Tone.

„Warum so wild? Du Hochmüthige! Ist Dir

meine Annäherung so sehr zuwider?" fragte er, ihr noch näher tretend und jetzt auch noch seine andere Hand auf ihre Schulter legend.

Corinna gerieth in grenzenlose Aufregung. Das absichtliche Mißverstehen ihrer Worte, sein Spott, verbunden mit der körperlichen Gewaltthätigkeit, von der sie sich vergeblich zu befreien suchte, empörten sie auf's Höchste. Er hielt sie nur um so fester, je mehr sie sich sträubte, und wußte schließlich selbst nicht mehr, warum.

"Ich sollte mich fürchten? . . . Sollte leugnen aus Furcht," rief Corinna, „aus Furcht vor Dir? Da müßtest Du mich zuvor — Dich achten lehren! . . . Ich sage Dir, reiz mich nicht, daß ich Dir nicht ein Wort nenne, welches ich am liebsten vor mir selbst nicht einmal aussprechen möchte."

Das brachte Ahrenburg um den letzten Rest seiner Vernunft. „Du willst mir drohen?" schrie er voll blinden Zornes und schüttelte die tieferblaßte Frau, daß sie hin und her schwankte; und dann lag sie plötzlich, von ihm niedergeschleudert, zu seinen Füßen

und er rief wüthend und sie in dieser Stellung festhaltend: „Weib, auf Deinen Knieen sollst Du mich fürchten lernen, damit Dir die Achtung vor mir wiederkehrt und Du Deine Unvernunft erkennst!“

Was von Zorn und Verachtung in ihr lebte, das sprühte in ihren dunklen Augen auf. „Glender!“ stieß sie zwischen den verächtlich zuckenden Lippen hervor, „unvernünftig war ich wohl — aber damals, als ich mein Schicksal an Deines kettete.“

Mit gewaltigem Rucke gelang es ihr endlich, ihre Hand aus der seinen zu reißen, so daß er einen Schritt zurüchtaumelte und sie auf dem Teppich abermals zusammenbrach.

„Freilich, ein gewisser Doctor würde Dir jetzt wahrscheinlich lieber sein,“ höhnte er auf's Neue; „damals war er Dir vielleicht zu arm . . . jetzt, wo er von seinem Onkel so viel geerbt —“

„Halt, nicht weiter!“ rief das gemarterte Weib und schnellte von ihren Knieen empor. „Genug der Schmach! Du weißt's so gut wie ich, daß Scharfenhorst mir nie mehr, als Freund, gewesen ist . . . und wenn

ich mich selbst in dem Glend dieser Ehe gefragt: ob ich nicht besser gethan hätte, — doch gleichviel! Ich hab' es längst erkannt, — doch was rede ich da, was vertheidige ich mich noch?!" unterbrach sie sich selbst. „Ich sage Dir nur das Eine: ich weiß um ‚Ferdinande Schmideberger‘. Sie schwieg und preßte die tief erblaßten Lippen auf einander.

Einen Augenblick verließ ihn die Fassung, dann lachte er gezwungen auf und sagte verächtlich: „Weiberklatzsch!“

„Ich habe Beweise!“

„Ich glaube ihnen nicht! Und Du wirst wohl auch sonst mit ‚Deinen‘ Beweisen ‚nirgend wo‘ Glauben finden —“

„Sie schrieb selbst an mich und bat mich um Unterstützung —“

„Ach, nichts weiter, als irgend ein unverschämter Bettelbrief! . . . Und mit dem hofftest Du bei mir einen großen Effect zu erzielen? . . . Du hast Deinen besten Trumpf vergeblich ausgespielt! . . . Frage doch nur bei Anderen, wie viel solch ein Wisch in Deinen

Händen werth ist," brachte er ruckweise hervor; und da sie nichts weiter darauf entgegnete, verließ er mit triumphirenden Blicken und dröhnenden Schritten das Gemach.

Corinna sah ihm mit einem letzten Blick, groß und verzweifelt, nach, dann schlug sie die Hände fassungslos vor's Gesicht. Sie fand keine Worte, keine Thränen für die Schmerzen, die ihr Innerstes zerwühlten, die ihr Tag und Nacht am Herzen fraßen und die sich in solchen Momenten, wie der eben durchlebte, zur fast nicht mehr zu ertragenden Qual steigerten. Die Schultern und die Arme thaten ihr weh, der ganze Körper kam ihr wie gebrochen vor.

Und als sie am Abend beim Schlafengehen die verhüllenden Gewänder abstreifte, da schillerten schwärzlich = grünblaue Flecke auf der weißen Haut. Sie stöhnte laut auf und zog eiligst ihr Nachtgewand darüber, als schäme sie sich vor sich selbst dieser Brandmale ihrer Schmach.

„Und muß ich das wirklich erdulden?!“ rief sie verzweifelt. „Wie ist's nur möglich, daß ein Mensch

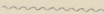
so viel Elend ertragen kann? . . . Nur in einer Trennung dieser entsetzlichen Ehe läge noch Heil für mich . . . Ist es für den Augenblick auch ein schwerer Schritt, mit der Zeit würde ich doch den verlorenen Frieden wiederfinden . . . Doch mein Kind? Und wäre es vielleicht nicht auch für das Kind gut, wenn es seinem Einflusse entzogen würde? . . . Aber er würde am Ende Ansprüche an Edy machen . . . Wenn ich nur einmal meinen guten Papa Steinberg darum befragen könnte — doch er kommt ja so selten zur Stadt . . . Was meine Mutter wohl zu solchem Schritte sagte, wenn sie Alles das, was ich erdulden muß, wüßte? . . . Ach, ich bin so müde, körperlich und seelisch, so abgespannt und gebrochen! . . . Selbst das Denken fällt mir schwer . . . Ob er mich belogen, ob jenes Mädchen mich betrogen? Wer bringt Licht in diese Finsterniß? . . . Morgen will ich weiter überlegen . . . oh, wenn es doch kein Morgen mehr für mich gäbe! . . . Aber mein Kind bedarf meiner . . . für mein Kind muß ich weiter leben und weiter dulden.“

Und als der morgende Tag kam, da hatte die

tieffte Empörung sich bereits etwas gelegt, und bäumte sich ihr Innerstes auch noch immer hoch auf bei dem bloßen Gedanken an die gestrige Scene und an das Vorhergegangene, so hielt die Gewohnheit sie doch auch wieder in den Kreis gebannt, in dem sie nun einmal stand. Ging sie, so beraubte sie auch ihre Mutter und ihr Kind der als Heimat gewohnten Stätte. Unter der Liebe und Zärtlichkeit beider besänftigten sich abermals ihre noch in der Erinnerung schmerzlich nachzitternden Nerven und sie glaubte, ihnen das Opfer des Ausharrens schuldig zu sein. So schleppte sie denn die Kette, die sie schier wund drückte und unter deren Schwere sie fast erlag — zu kraftlos sie zu zerreißen — weiter mit sich fort.

Und der Gatte, der Urheber ihrer Qual, der war am nächsten Tage wie umgewandelt. Die Launen wechselten bei ihm wie Aprilwetter; und sie war schön und er liebte sie ja — wie er einst Almenau erzählt hatte; liebte sie, wie er sich selbst mitunter gern glauben machte — trotz allem Andern, was zwischen sie und ihn getreten.

Und waren noch ein paar Tage hingegangen, dann küßte er ihr die weißen Hände und schaute sie mit solch verliebten Blicken an — daß sie erschauerte und sich mit Widerwillen fortwandte. Ja, wenn sie es nur gestattet hätte, es wäre ihm jetzt nicht darauf angekommen, ihr auch die Füße zu küssen — denn sie war ja schön und gefiel, seinen hohen Augen wohl' — wie Violet einst geäußert. Spielball seiner augenblicklichen Stimmungen sollte sie sein — gut genug zum Küssen und auch nicht zu gut, um seine übelste Laune an ihr auszulassen — denn sie war ja sein, ihm für ganz zu eigen, angetrautes Weib.



XII.

Der Sommer nahte und hatte bald seinen Höhepunkt erreicht.

Je weiter die Jahreszeit vorrückte, desto mehr sehnte sich Corinna nach einem Wechsel ihres Aufenthaltsortes. Die letzten Erlebnisse wirkten geradezu schädigend auf ihre Gesundheit und eine dazu kommende geistige Unruhe trieb sie, diese Räume zu verlassen — wenn auch nur zeitweilig — welche ihr keine heimische Stätte mehr, sondern eine Folterkammer zu sein schienen.

Ahrenburg, der gleichfalls Abwechslung liebte, hatte nichts dagegen, daß in diesem Jahre die gewohnte Sommerreise früher unternommen wurde als sonst. Mit der ihm eigenen Geschäftigkeit und Vielweserei leitete er die erforderlichen Zurüstungen und Anordnungen und bestimmte mit seiner ihm zur Gewohnheit

gewordenen Herrschermini die Touren und verschiedenen Ruhepunkte.

Nach vielfachen Kreuz- und Querzügen hatte er Wiesbaden zu längerem, mehrwöchentlichem Aufenthalte erwählt. Hier behagte es ihm ganz besonders gut, denn er fand zufälliger Weise einen Kreis von alten Bekannten vor, zu dem sich bald noch neue, schnell entdeckte Gesinnungsgeoffen gesellten, in deren Mitte er zur eigenen großen Genugthuung den Haupt- sprecher abgeben konnte. Er schwamm so recht in seinem Fahrwasser, denn diese Gesellschaft durfte er, so viel er immer mochte, mit allen möglichen und unmöglichen Geschichten, Jagd- und Reit-Histörchen und flachen Alltäglichkeiten regaliren, was hier willig hin- genommen wurde, weil Jeder, außer der eigenen Flach- heit und Geistlosigkeit, auch noch Zeit und Langeweile im Ueberfluß hatte. Gleichviel in welcher Gesellschaft, gleichviel aus welchen Ursachen man seine Gegenwart willkommen hieß — er sah nur die Wirkung und diese schmeichelte seiner Eitelkeit und somit war er zufrieden.

Auch am grünen Tisch wurde manches Stündchen

hingebracht. Der Major war durchaus kein Spieler; doch widmete er diesem gedankenarmen Zeitvertreibe, dem Hazardspiele, das damals in Wiesbaden noch im schönsten Schwunge war, eine Aufmerksamkeit und ein Interesse, daß er jede Störung und Unterbrechung darin, fast als ein ihm persönlich widerfahrenes Unrecht betrachtete.

Corinna zog sich daher aus seiner Gesellschaft stets schnell zurück, sobald er Miene machte, sich dem von ihm geliebten, doch mit großer Ruhe und Umsicht betriebenen Vergnügen hinzugeben.

Heute war es ihr jedoch nicht möglich gewesen, die gewohnte Vorsicht zu beobachten, denn sie war nur in Begleitung des Majors zum Curhause gegangen. Ihr blieb jetzt nur die Wahl, allein durch die von Menschen überfüllten Säle zurückzugehen oder an seiner Seite auszuharren. Da Ahrenburg anfänglich die Absicht gehabt, nur so ein paar Mal im Vorübergehen zu pointiren, wie er sagte, so wählte sie das Letztere.

Als er aber mehrmals hinter einander gewann, wurde er des stets erneuten Sehens nicht müde und

spielte ruhig fort, Corinna's Gegenwart nicht weiter beachtend und bald gänzlich vergessend. Ihre endlich leise vorgebrachte Bitte, sie aus dem Gedränge fort und nach Hause zu begleiten, beantwortete er mit einem Vorwurfe auf ihren Egoismus, der stets nur auf's eigene Vergnügen, nie auf das seine Bedacht nehme.

Die junge Frau schwieg und harrete wieder eine Zeitlang geduldig neben ihm aus, dem Spiele jedoch keinerlei Aufmerksamkeit weiter widmend. Das Einzige, was bei dem Besuche dieser Räume ihr Interesse in lebhafterer Weise fesselte, war: die Physiognomien und das wechselnde Spiel der Leidenschaften, die sich bald stärker, bald schwächer in denselben ausprägten, zu beobachten.

Alle Nationen und Gesellschaftsschichten, wenn nur in ein ordentliches Aeußere gezwängt, galten hier für cour- und salonfähig und drängten sich in buntem Gemisch durch einander. Die Säle glänzten von Vergoldung und Lichtern, deren Strahlen sich hundertfach in den Prismen der mächtigen Kry stall=Candelabres und Kronleuchter brachen und aus colossalen Spiegeln, bis in's

Endlose vervielfältigt, zurückstrahlten. Leise Stimmen schwirrten durcheinander; die eintönigen Rufe der Groupiers tönten dazwischen; die Augen blitzten vor Habsucht, Spannung, Furcht; die Wangen glühten vor Erregung, zitternder Begier und herber Enttäuschung. Hier zeigte sich Geldgier, gemeine Freude am Gewinn, dort Angst und heimliche Verzweiflung; an diesem Tische wurde das Geld vom Manne eingescharrt und der Frau zur Bewahrung zugereicht, worauf sich diese alle Taschen mit dem blinkenden Teufelsgolde vollstopfte; auf jenem Divan berechneten Frau und Mann gemeinsam den gehaltenen Verlust und suchten einander auf einen glücklicheren Tag zu vertrösten. Es war ein weites Feld, die menschliche Natur zu studiren und gerade nicht von einer vortheilhaften Seite kennen zu lernen.

Der Major pointirte immer wieder aufs Neue, endlos, wie es Corinna scheinen wollte. Die Hitze, das unharmonische Klappern und Klimplern des rollenden Goldes, das blendende Gaslicht, die schwüle, beengte Luft übten allmählig auf ihre heute ohnehin angegriffenen Nerven eine betäubende Wirkung aus.

„Laß uns nach Hause gehen,“ bat sie leise ihren Gemahl.

Er hörte sie entweder nicht, oder wollte sie nicht hören.

Seine Rauheit kennend, wenn ihm ein Gestörtwerden nicht paßte, schwieg Corinna wieder und blickte sich rings im Kreise um, nach einem Bekannten suchend, der sie hinwegführen und aus dem Menschengewühl hinausbegleiten könne.

Da begegneten ihre hin und her irrenden Blicke einem andern, fragend auf sie gerichteten, dunkeln Augenpaar. Ein junger Mann hatte schon längere Zeit, ohne daß sie es bemerkt, in bewunderndes Anschauen versunken, als würde ihm hier plötzlich eine Offenbarung oder die Verwirklichung eines lang vergeblich gesuchten Traumbildes, zu ihr hinüber geschaut.

„Mir ist nicht wohl,“ flüsterte Corinna abermals dem Major zu und legte ihre Hand auf seinen Arm, um sicherer zu sein, daß sie dieses Mal gehört werde.

Er schüttelte ihre kleine Rechte ungeduldig ab und sagte in unfreundlichem Tone: „Störe mich nicht in

meinen Berechnungen!“ und setzte dann, noch lauter werdend, hinzu: „Nach Hause kann ich jetzt doch nicht gehen, — aber das ist so Deine Art, nie Rücksicht zu nehmen!“

Sähe Röthe folgte der tiefen Blässe, die einen Augenblick vorher Corinna's Wangen bedeckt hatte. Es erfaßte sie ein Zittern; sprechen konnte sie nicht mehr, es senkte sich wie ein Schleier über sie. Noch einmal schaute sie wie hilfesuchend auf. Jene feurigen und zugleich milden Augen, die sie eben noch so eigen angeblickt, waren aus der Menge verschwunden.

Corinna schien's, als sähe alle Welt sie jetzt spöttisch lächelnd an und als begänne das ganze Zimmer sich mit all den Menschen und Lichtern darin im Kreise um sie zu drehen. Sie schwankte, ein schwacher Schreie tönte wie ein Seufzer von ihren Lippen . . . sie taumelte . . . griff mit den Händen in die Luft — und fühlte sich dann von zwei starken Armen leicht umschlungen. Ein unnennbar wohliges Gefühl, als hätte alles Leid mit einem Male ein Ende gefunden, durchschauerte sie . . . dann fühlte sie nichts mehr . . .

vollständige Bewußtlosigkeit hielt ihre Sinne umfangen.

Jener Fremde, der Corinna im großen Haufen der Spieler und Schaulustigen aufgefallen war, hatte sie, von ihrer eigenartigen Schönheit angezogen und gefesselt, schon geraume Zeit beobachtet. Ihm war weder ihr Unwohlsein noch die kleine Scene zwischen ihr und ihrem unliebenswürdigen Gemahl entgangen. Ein unbestimmtes Gefühl — vielleicht im Nothfall seine Hilfe anzubieten — trieb ihn in ihre Nähe, und so kam er gerade zur rechten Zeit, um die Ohnmächtige vor dem Niedersinken zu bewahren.

Ein Empfinden nie gekannter Seligkeit durchzuckte ihn, als er das schöne Weib so umfassen hielt. Zugleich peinigte ihn die Gegenwart der gaffenden Menge, und ihr so schnell wie möglich zu entinnen suchend, trug er die Leidende in ein leeres Seitengemach, von dem Major, der seiner Frau Unwohlsein erst gewahr geworden, als ein Fremder sie bereits in den Armen hielt, murrend und brummend gefolgt.

„Die verfluchten Nerven!“ machte Ahrenburg.

hier angelangt, seinem Unmuthes Lust. „Mit dieser lamentablen Ohnmacht mein schönstes Spiel zu stören — wie ungeschickt! . . . Man hat doch nichts als Verdruß von den Weibern.“

Er glaubte sich mit der besinnungslosen Frau allein, denn der Fremde hatte sich, nachdem er Corinna zart und sorgsam, wie eine Mutter ihr krankes Kind, auf den Diban hatte niedergleiten lassen, bescheiden bis an die Thür zurückgezogen und bereits Miene gemacht, sich, wenn auch mit innerem Widerstreben, zu entfernen. Als er jetzt jedoch diese unliebenswürdigen Auslassungen von dem Gatten der Dame vernahm, wo er, der völlig Fremde, gern zu jedem Dienst bereit war, erfaßte ihn tiefes Mitgefühl mit der schönen Leidenden und er eilte davon, um nach wenig Minuten mit einem Glase frischen Wassers und belebender Eau de Cologne wiederzukehren.

Der Major nahm ihm beides mit kurzem Danke ohne viele Umstände ab, ihn zugleich in unzweideutigster Weise auffordernd, sich nicht weiter zu bemühen.

Diesen ziemlich unfreundlich erteilten Wink konnte ein Mann von gutem Ton unmöglich miß-

verstehen; ihm blieb nichts Anderes, als sich zu entfernen. Doch ehe er ging, überreichte er Ahrenburg seine Karte.

Der Major ließ sich diese Höflichkeit in lässiger Weise eben nur gefallen und sah sich dann doch durch die gewohnte Convenienz gezwungen, auch seinen Namen zu nennen.

Zögernd wandte sich der Fremde zum Gehen, noch einmal sah er zurück nach der noch immer unbeweglich daliegenden jungen Frau, und wie im Schmerz zog sich sein Herz zusammen, daß er sie schon verlassen mußte.

Da schlug Corinna die Augen auf und schaute sich groß und verwundert um . . . ihr Blick fiel auf ihn und der Abglanz eines schwachen Lächelns, mild und verklärend, zog über ihr müdes Gesicht . . . zarte Röthe überhauchte ihre blassen Wangen und ein Strahl der Erinnerung traf ihn aus ihren schönen Augen.

So lieblich, so seine innerste Seele ergreifend, erschien ihm das junge Weib in ihrer momentanen Hilflosigkeit, daß er zu ihren Füßen hätte

hinsinken mögen — sie mit Andacht nur betrachten! Doch er blieb auf die Stelle gebannt, wo er stand, verneigte sich tief vor ihr und schaute sie nur mit seinen dunkeln Augen noch einmal an, so beredt, so ernst und warm zugleich, daß sie die ihrigen, leis erschauernd, davor schloß. Dann war er gegangen!

Als Corinna wieder aufschaute, erblickte sie ihren Gemahl allein im Zimmer. Er mühte sich mit dem Öffnen der Eau de Cologne-Flasche ab und athmete nun, da er seine Frau erwacht sah, sichtlich erleichtert auf, ein wenig aus Theilnahme für sie, doch viel mehr noch, weil er jetzt Aussicht hatte, zu seinem so plötzlich unterbrochenen Vergnügen zurückkehren zu können.

Geschäftig schob er ihr ein Tischchen herbei, stellte das Glas Wasser und das geöffnete Fläschchen darauf und sagte leicht hin: „Nicht wahr, Du fühlst Dich doch schon wieder ganz wohl?“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, setzte er hinzu: „Ich könnte Dir jetzt doch auch nichts mehr helfen, liebe Corinna, und thue wohl am Besten, zu meinem Spiele zurückzukehren und die mir heute ganz besonders günstigen Chancen nicht un-

benutzt vorübergehen zu lassen . . . So etwas kommt nicht alle Tage wieder und Du weißt, ich spiele nur in solchen Momenten, wo ich eines guten Ausgangs sicher bin . . . Solltest Du etwas brauchen, so schelle nur; ich werde draußen Auftrag geben, Dir einen Wagen bereit zu halten, damit Du heimkehren kannst, sobald Du willst . . . Aber jetzt kann ich mich wirklich nicht länger aufhalten — das siehst Du als verständige Frau doch selbst ein, nicht wahr?“

Diese freundliche Erkundigung nach ihrem Begriffsvermögen hielt er für theilnehmende, zarte Rücksicht, denn er hätte ja auch gehen können, ohne so viel Worte zu machen. Sich selbst redete er ein: „Es ist doch wirklich sehr gut von mir, daß ich so für sie Sorge und um solcher Lapalie willen vielleicht die besten Momente versäumte . . . aber, was thut man nicht für seine Frau, wenn man sie liebt!“

Corinna, an seine egoistische Art gewöhnt, nickte nur stumm zustimmend mit dem Kopfe; und er ging und überließ seine junge Frau, die er wie eine Last betrachtete und behandelte, wenn sie seine Bequemlich-

keit störte, ihrem träumerischen Sinnen und ihren ihm wenig vortheilhaften Vergleichen, welche sie, nach seinem heutigen Benehmen, ganz unwillkürlich wieder anstellen mußte.

Gewaltjam entzog sie sich endlich diesen nutzlosen Grübeleien; sie wollte fort, nach Hause. Sie erhob sich und klingelte . . . Da fiel ihr Blick auf die Karte, die liegen geblieben war; hastig griff sie darnach und las: „Egon von Werdenberg“, und in der Ecke links: „Neu-Maiensfeld (Rheinprovinz)“.

„Egon“, wiederholte sie träumerisch und steckte die Karte zu sich, um sie als Erinnerung an ihren freundlichen Beschützer aufzubewahren. „Egon, wie wohlklingend das klingt,“ sprach sie leise vor sich hin und sah den Träger dieses Namens im Geiste wieder vor sich, sah die schlanke Gestalt, die feinen geistig belebten Züge, die weiße, edelgeformte Stirn, von dunklem Haupthaar umrahmt; die frischen, rothen Lippen, die, gleich den männlich gebräunten Wangen, von dunklem Barte leicht beschattet waren . . . sah die lieben Augen, die so tief, so mild und feurig in die ihrigen hinein-

geschaut — und so deutlich stand die ganze Erscheinung jetzt wieder vor ihr, daß heißes Roth sich über ihr Antlitz ergoß, als ihr zugleich auch die Erinnerung kam, daß seine Arme sie umschlungen gehalten und daß sie, ohnmacht-befangen, ihren Kopf an seine Brust gelehnt . . .

Erst die Meldung: der Wagen sei vorgefahren, brachte sie zur Gegenwart zurück. Fröstelnd hüllte sie sich in ihren leichten, weißen Cachemir-Mantel und trat in den Säulengang hinaus.

Da tauchte aus dem abendlichen Dämmerlichte eine schlanke Männergestalt vor ihr auf. Egon von Werdenberg schien hier gewartet zu haben und blieb jetzt unbedeckten Hauptes vor ihr stehen.

„Gnädigste Frau, kann und darf ich Ihnen noch irgendwie behülflich sein? . . . bitte, befehlen Sie über mich,“ sagte er in achtungsvollem, leicht erregtem Tone.

Ein Zittern durchflog ihren Körper; sie hatte Den erkannt, an den sie eben so lebhaft gedacht und den hier wiederzusehen sie jetzt am wenigsten erwartet.

Doch schnell gefaßt, entgegnete sie mit ihrer weichen, in diesem Momente ganz wunderbar klangvollen Stimme:

„Ich danke Ihnen, Herr von Werdenberg, für die freundliche Hülfe, die Sie mir geleistet.“

„Sie danken mir . . . daß ich so glücklich war —“ und sich hastig unterbrechend, setzte er besorgt hinzu: „Fühlen gnädige Frau sich jetzt aber auch wieder wohl genug, um allein heimzukehren? . . . Wenn ich nur etwas für Sie thun dürfte . . . ich wollte —“

„Keine Höflichkeitsphrasen machen, ich bitte darum,“ fiel Corinna mit liebenswürdigem, feinem Lächeln ein, so wenig dieser leichte Ton ihr jetzt auch natürlich war.

„Phrasenmacherei hasse ich und würde mir solches Ihnen gegenüber am allerwenigsten erlauben —“ entgegnete er schnell.

„So danke ich Ihnen auch dafür, daß Sie nämlich mich so richtig beurtheilen . . . Doch nun leben Sie wohl, Herr von Werdenberg — ich möchte Sie nicht länger angenehmerer Gesellschaft, als meine ist, entziehen —“

„Mir ist's in ‚Ihrer‘ Gesellschaft so wohl . . . daß ich ‚nirgend wo anders‘ sein möchte!“ entgegnete er, einem inneren Impulse fast unwillkürlich nachgebend. Doch in dem Tone, in dem er das sagte, lag nichts Leichtsinninges, auch nichts vom Augenblick Hingerissenes, das im nächsten Moment schon wieder verflungen und verblaßt ist. Es überraschte ihn fast selbst — nicht, daß er so dachte, aber daß er es ausgesprochen.

Auch sie war erstaunt und verwirrt und sah mit schnellem Augenaufschlag noch einmal zu ihm auf.

An ihren kindlich vertrauensvollen, wie mit banger Frage auf ihn gerichteten Augen, die ihm im hellen Lichte einer Gasflamme — welche ihren Schein jetzt voll auf sie warf — fast noch dunkler und unergründlicher erschienen, als da sie sich zum ersten Mal auf ihn gerichtet, entzündeten sich seine Blicke; eine heiße Gluth loderte in ihnen auf, um ebenso plötzlich wieder zu erlöschen und tiefer Traurigkeit und sehnüchtigem Schmerze Platz zu machen.

Sie standen vor dem Wagen.

„Leben Sie wohl, gnädigste Frau,“ sprach er leise, kaum hörbar und half ihr hinein.

Ihre Hand berührte dabei einen Moment die seine; er zuckte unter der leichten Berührung zusammen. Ihre Antwort auf seinen Gruß verschlang das Rollen der Räder. Er stand allein, noch immer mit dem Hute in der Hand, wie ein Träumender.

Leute nahen; das brachte ihn zum Bewußtsein, wo er sich befand. Eilig bedeckte er sein Haupt und schritt in die Dunkelheit hinaus. —

Raum hatte Corinna den Fuß über die Schwelle ihrer Wohnung gesetzt, als Frau von Scheller in heftigster Erregung bei ihr eintrat und ihr schon von der Thür des anstoßenden Zimmers aus zurief: „Gut, daß Du endlich kommst! . . . Vor einigen Stunden erhielt ich einen Brief von Violet, der mir Schreckliches meldet — ich muß sogleich zu dem armen Kinde!“

„Was ist geschehen, Mutter?“ fragte Corinna erschreckt. „Ist Violet selbst irgend ein Unglück zugestoßen?“

„Schau nicht so entsetzt drein, Corinna, beruhige Dich nur! . . . Doch was ist's mit Dir? . . . Du siehst so blaß und leidend aus und jetzt fliegt wieder jähe Röthe über Deine Wangen —“

„Ach, es ist nichts! Die Hitze im Spielsaale, die beengte Luft — mir wurde unwohl. Doch davon später! . . . Mutter, enthalte mir nichts vor, was ist's mit Violet?“ bat Corinna mit ausbrechender Angst.

„Das Schlimmste brauchen wir noch nicht zu befürchten,“ entgegnete Frau von Scheller traurig. „Doch Almenau liegt seit fünf Tagen schwer verwundet darnieder. Violet schreibt freilich verzweifelt! . . . Neben der Sorge um sein Leben quält sie auch noch ein Anderes: es ist nämlich das Gerücht bis zu ihren Ohren gedrungen, daß Victor um einer Kunststreiterin willen, die er einem älteren Verehrer abwendig gemacht und der ihm aus Rache von einem bezahlten Banditen aufslauern ließ, diese Stichwunde erhalten hat. — Ist es nicht entsetzlich?! Das arme, liebe Kind! Ihr Herz blutet unter der doppelten Qual — die Veranlassung zu seiner Krankheit empört sie natürlich und doch zittert

sie für das Leben des Unwürdigen. Er hat ihr einzureden gesucht, seine Verwundung sei die Folge eines Ehrenhandels. Auch mit ihren pecuniären Mitteln scheint es schlecht bestellt, wie aus Andeutungen hervorgeht — wie ist das bei Violet's gewiß nicht unbedeutendem Vermögen nur möglich?"

„Ach, liebe Mutter, eile zu der armen Violet, daß sie in Dir einen Trost und eine Stütze findet . . . Wie traurig, daß auch diesem, so weichen, sanften Wesen der herbe Ernst des Lebens nicht erspart bleiben konnte! . . . Sage, Mutter, sind wir denn alle nur zur Qual auf dieser Welt?"

„Das Leben hier ist gewiß oft recht hart, mein Kind,“ entgegnete Frau von Scheller und schaute, den Blick tief innerlich gewandt, starr in's Leere. „Wenn Zwei in heißer Liebe zu einander hinstreben — dann bleiben sie getrennt, und wenn Zwei sich nicht mögen und gegenseitig unglücklich machen — dann bleiben sie zusammengefettet, und hängen Zwei in treuer Liebe an einander — dann reißt sie der Tod von einander.“ Sie fuhr sich mit dem Tuche über die leicht sich feuchtenden Augen.

„Ja, so ist's“, sprach Corinna leise weiter, „manche wählt, wie mit Blindheit geschlagen, den unrichten Lebensgefährten und sitzt hernach mit gebrochenen Flügeln im engen Käfig und wünscht: sie hätte nie das Fliegen gelernt und nie einen Blick in eine andere Welt gethan, sondern wäre ewig nur im Staube gekrochen... — Doch, liebe Mutter,“ unterbrach sie sich hastig, „Du hast gewiß noch mancherlei Vorbereitungen zu Deiner Abreise zu treffen, — kann ich Dir vielleicht helfen?“ setzte sie mit plötzlich matt werdender Stimme hinzu und glitt erschöpft in einen Fauteuil; ihre Kräfte wollten sie abermals verlassen.

„Was ist Dir, Corinna,“ fragte die Mutter beunruhigt. „Du bist unwohler, als Du mir gestehen willst, ist Dir etwas Unangenehmes, etwas Besonderes begegnet?“

Die junge Frau zog die treue Mutterhand an ihre Lippen und erzählte leise, als fiele ihr das Sprechen schwer: „Adalbert konnte heute mit dem Spiel kein Ende finden; er setzte und pointirte stets wieder auf's Neue — endlos! Ich konnte allein nicht nach Hause...

das Stehen am Roulettiſche ermüdete mich . . . das grelle Licht that meinen Augen weh . . . das Klappern des Geldes widerte mich an . . . das Menſchengewühl machte auf meine heute beſonders erregten Nerven allmählig einen faſt beängſtigenden Eindruck . . . mir wurde ſo heiß und beklommen und dann plötzlich ſo eigen zu Muth . . . ich ſchaute mich ſuchend um — . . . da — mir ſchwanden die Sinne — ach, Mutter ich bitte, laß mich . . . ich bin ſo müde . . .“ flüſterte ſie kaum mehr hörbar und ſchloß die Augen. Ein ſüßes Lächeln, ſchon halb wie im Traume, umſpielte ihre Lippen und vor ihr tauchte abermals wieder die Erſcheinung des Mannes auf, von dem ſie nicht einmal mit ihrer Mutter ſprechen mochte und den ſie doch in unverlöſchbarer Deutlichkeit mit jedem Zuge ſeines feinen Geſichts und ſeines ganzen Seins und Wefens vor ſich ſah und deſſen Augen ſo mild und tief in die ihrigen geſchaut, daß ſie vermeinte, ſie jetzt wieder auf ſich gerichtet zu fühlen, und ſie darüber die Mutter, ihre Erzählung und alles Andere vergaß.

Frau von Scheller glaubte, die Ermüdung halte
Schaff, Conſtante, 1. Bd.

ihre Tochter bereits in halbem Schlummer umfassen und schlich leise davon.

Corinna saß und träumte, sie wußte selbst nicht wie lange. Erst die laut befehlende Stimme des heimkehrenden Gemahls, die vom Corridor bis in ihr stilles Gemach schallte, ließ sie auffahren und bald fröstelnd, bald wie im Fieber glühend, ihr Lager aufsuchen. —



XIII.

Und er, dessen Bild nicht von Corinna weichen wollte, — wer war er?

Egon von Werdenberg war als frühverwaistes Kind von einem Bruder seines Vaters — der unverheirathet geblieben — geliebt und erzogen worden, als wäre er dessen eigener Sohn gewesen.

Auf den Gütern des Onkels wuchs der begabte Knabe auf; unter seiner Oberaufsicht wurde der Schulunterricht von einem vorzüglichen Hofmeister geleitet; in Vielem unterwies er den geliebten Neffen selbst und suchte den künftigen Herrn großen Besitzthums würdig auf die einstmalige Stellung vorzubereiten.

Die erste Jugend, auf dem Lande verbracht, hatte den Körper des von Natur mit glücklichen Anlagen ausgestatteten Knaben gekräftigt und seinen Sinn

frisch und natürlich erhalten. Weite Reisen, späterhin jahrelanger Aufenthalt in fremden Ländern, hatten ihn sich die Sprachen derselben, zu deren Erlernung ein tüchtiger Grund bereits zu Hause gelegt war, mit Leichtigkeit aneignen lassen und hatten zugleich auch seinen Blick erweitert und ihn Leben und Menschen richtig beurtheilen gelehrt.

Nur befriedigte ihn diese Erkenntniß bei seiner klaren, scharfen Beurtheilung, bei seinem eigenen Streben nach Wahrheit, höchst selten. „Es gibt Formen,“ pflegte er zu sagen, „in die Herz und Verstand uns nöthigen und die wir, wie einer innern Nothwendigkeit folgend, acceptiren; es gibt aber auch solche und zwar leider in der überwiegenden Zahl, welche nichts als gesellschaftliche Lügen, wenn nicht gar Schlimmeres, sind, und wo Dergleichen nur als Deckmantel für innere Hohlheit und Rohheit dient — da muß ich sie verachten!“

Als er zum Manne herangereift war, wünschte sein Onkel nichts sehnlicher, als ihn verheirathet zu sehen, doch hatte Egon sich bisher zu keiner Wahl entschließen können.

„Diese nichtigen Geschöpfchen, alle mehr oder weniger nach demselben Muster geschult, diese großen und kleinen Modepüppchen haben für mich keinen Reiz,“ entgegnete er, als sein Oheim ihm eines Tages, kurz vor seiner letzten Reise, abermals zuredete: doch endlich zu einer Wahl zu schreiten. „Wenn nicht die Eine, die ich will, dann lieber keine!“ setzte er mit bescheidenem, doch sicherem Selbstbewußtsein hinzu.

Sein Onkel nannte ihn anspruchsvoll; doch Egon nahm das Recht außergewöhnlicher Menschen: freie Selbstbestimmung, auch für sich in Anspruch und lehnte des väterlichen Freundes Rathschläge und Ermahnungen entschieden ab.

„Ja, was willst Du denn eigentlich?“ fragte der alte Herr ungeduldig. „Ist unser Bekanntenkreis nicht reich an hübschen, heirathsfähigen Mädchen? . . . Steht Dir mit Deiner Bildung, Deiner Stellung — nun, ich will Dir nicht schmeicheln, aber der Wahrheit die Ehre — auch mit Deinem Aeußern nicht die ganze Welt offen?“

„Besonders,“ entgegnete Egon lächelnd, „wenn die

Welt mich mit den Augen meines guten Onkels ansieht.“

„Ach was, das sieht jeder Andere auch, der überhaupt Augen im Kopfe hat! Und das haben die Mädchen, weiß Gott! Ich könnte Dir manche nennen, deren Augen gewiß nicht anders sehen, als meine . . . Da ist z. B. die kleine, muntere Volly von Stein — ist sie nicht reizend, entzückend?“

„Oh ja, wem es nur um eine schöne Toilette zu thun ist — nicht um ein Herz, der mag sie heirathen und glücklich sein . . . die modernste Frau hat er gewiß.“

„Nun, und die sanfte Falkenau? Der wirßt Du, wählerischer Mensch, doch das Herz nicht absprechen! Geht sie in ihrer liebevollen Sorge um ihre Mitgeschöpfe doch gar so weit, daß sie noch neulich einen lahmen Pudel mit nach Hause brachte, ihm die franke Pfote verband und ihn geheilt erst wieder auf die Straße entließ.“

„Das mag Alles recht schön und rührend aussehen — besonders, wenn ein Gardelieutenant dem sanften Fräulein vis-à-vis wohnt und die Mildthätigkeit mit

dem Opernglas betrachtet. Mir wäre jedoch eine Frau, die mir kranke Pudel nach Hause brächte, nicht eben angenehm.“

„Du böshafte Subject!“ schalt der alte Herr und schmunzelte. Halb geärgert, halb belustigt fuhr er darauf fort: „Da ist auch noch die schlanke Wernigerode — schön und ätherisch!“

„Ja, mager zum Entsetzen!“ commentirte Egon. „Bei der müßte ich befürchten, daß sie sich nächstens ganz im Aether auflöste, und da ihr trotz allem scheinbar geistigen Gehalte doch die Seele fehlt, so bliebe mir bei diesem Uebergangsproceß nichts, als ein wenig Dunst, den sie mir inzwischen vielleicht vorgemacht.“

„Du Spötter!“ rief der alte Herr jetzt unwillig. „Oh, diese anspruchsvolle Jugend!“ setzte er seufzend hinzu. „Da ist ja auch noch Deine specielle Freundin und unsere langjährige Gutsnachbarin, die Wittve des seligen Barons Möllen. So sehr alt ist sie gerade nicht und die Cour hat sie Dir genug gemacht — vielleicht entschließt Du Dich zu Der.“

Egon lehnte jedoch auch diesen scherzhaft gemeinten

Vorschlag lächelnd ab und sein Onkel meinte spöttelnd:
„Für Dich muß wohl erst irgend 'eine Märchen-
Prinzessin aus einem bis dato unentdeckten Zauber-
lande hernieder steigen — denn die gewöhnlichen Men-
schenkinder dieser Erde genügen Dir ja nicht!“

„Doch wohl, lieber Onkel. Was ich will, mag
selten sein, mag außerhalb des großen Hauses stehen
— dennoch hoffe ich immer noch, solch einem Weibe,
wie ich's begehre, hier auf Erden zu begegnen: ein
Weib mit offenem, warmem Gemüthe, mit fesselndem
Geiste, mit einer Seele, die meine versteht, mit einem
Herzen, das jeden Schlag des meinigen erwidert —
deren ganzes schönes Innere mit dem liebenswürdigen
Aeußern zusammenstimmt und somit einen reinen,
vollen Accord ergibt.“

Egon hatte sich in Begeisterung hinein gesprochen,
schließlich mehr zu sich selbst als zum Onkel redend,
der schon aus Erfahrung wußte, daß sein theurer
Neffe seine selbstgebildeten, sehr festen, auf edler
Grundlage beruhenden Ideen hatte, von welchen ihn
nichts, auch nicht die kindliche Liebe und Verehrung

zu dem väterlichen Freunde, abbringen konnte. Der alte Herr von Werdenberg schwieg schließlich seufzend still und hoffte auf die Zukunft und auf ein plötzliches Erwachen aus dieser Gleichgültigkeit gegen die Frauen.

An jenes Gespräch dachte Egon jetzt zurück, als er nach dem Abschiede von Corinna, ruhelos durch den monderleuchteten Park des Gurhauses streifte. — Nun hatte er sie gefunden, das verkörperte Bild seiner Träume! So lieb, so süß, so rührend schwebte ihm jetzt die Verwirklichung seines Ideals als faßbares Bild vor Augen, wie seine Phantasie es sich kaum je in einsamen Stunden gedacht.

„Gefunden und verloren im selben Momente!“ rief er schmerzlich erregt, „denn sie, diese Gine, zu der mein Herz sich mit nie gekannter Sehnsucht hingezogen fühlt, sie ist ja — das Weib eines Andern!“

Ein wilder Schmerz durchzuckte ihn bei diesem Gedanken; dann lachte er, sich selbst zu betäuben suchend, auf und sagte: „Narr, der ich bin, was weiß ich von ihrem Innern? . . . Sie ist wohl nicht anders als all die Uebrigen auch! . . . Und doch; nein, nein,

sie ist anders! In dieser schönen Hülle muß ein ebenbürtiger Geist, eine hohe Seele wohnen, — solche Augen können nicht lügen, nicht täuschen! . . . In dem wechselvollen Spiel ihres lieblichen Gesichtchens — lieblich? nein, stolz — auch das nicht! erhaben? . . . Ich kann die Welt von Empfindungen und Gedanken, die ich da herauslas, nicht in einen Ausdruck zusammen fassen! . . . Gleichviel, in ihren Augen lag Alles, was ich auch sonst in ihrem Wesen bestätigt fand und was einen Mann wie mich zur höchsten Seligkeit oder — zur Verzweiflung bringen kann! — Ich muß fort — ich will sie nicht wiedersehen! . . . ‚Sie‘ nicht wiedersehen? Nein, das ist unmöglich — ich muß sie wiedersehen! Gleich morgen will ich sie auffuchen — schon allein die Höflichkeit gebietet, daß ich mich nach ihrem Befinden erkundige . . . Und finde sie dann an der ‚Seite ihres Mannes‘ — ‚dieses‘ Mannes . . . Oh, mein Gott! . . . Und was dann weiter?!”

Ja, das wußte er selbst nicht. „Was weiter?“ fragte er sich nur immer wieder auf dem Wege zu seinem Hotel. „Sie sehen!“ war die einzige Antwort, die er fand.

Schon nach wenigen Minuten beantwortete ihm das Schicksal seine bange Frage, in einer Weise, an deren Möglichkeit er am wenigsten gedacht hatte, denn als er das erleuchtete Vestibül des eleganten Hotels betrat, brachte ihm der Portier aus seiner Loge ein Telegramm.

Egon sah nach dem Poststempel und erblaßte. „Aus Maienfeld von meinem Onkel!“ rief er erschreckt, öffnete und las: „Komm augenblicklich zu mir, mein lieber Junge, ich bin mit dem Pferde gestürzt, hab' mir die Hüfte verrenkt und bedarf Deiner.“

Werdenberg, befürchtend, das Unglück möge noch größer sein und der Onkel verheimliche ihm zu Liebe vielleicht den ganzen Umfang desselben, sprach, das Schlimmste befürchtend, schnell und entschlossen: „Ich muß augenblicklich fort!“ Dann wandte er sich fragend an den Portier: „Wann geht der nächste Zug nach Frankfurt?“

„In zwei Stunden.“

„Gut, so reise ich in zwei Stunden ab. In

Frankfurt finde ich sicher Anschluß. Meine Rechnung und eine Droschke zur bestimmten Zeit," befahl er in entschiedenem Tone.

„Der Herr Baron wollen uns schon verlassen," murmelte bedauernd, eingedenk der reichen Trinkgelder, der Portier.

Egon war bereits die Treppe zu seinem Zimmer hinauf geeilt und ordnete seine Sachen in größter Hast . . . — und als Corinna sich, seiner gedenkend, träumerisch lächelnd zur Ruhe begab, brauste der Zug, der ihn wohl auf Nimmerwiedersehn entführte, zischend und pfeifend zum Bahnhofe hinaus. —

Der Morgen des nächsten Tages brach trüb und nebelig an. Die Visitenzeit kam. Corinna saß allein im Salon der hübschen, an der Sonnenbergerstraße belegenen Wohnung, welche der Major für die Dauer ihres Aufenthalts hier gemiethet, und blätterte mit nervöser Unruhe in verschiedenen Albums. Doch stand sie, rastlos wie sie sich heute fühlte, bald wieder auf, ging im Zimmer hin und her und schaute sehnsüchtig

die lange Allee hinunter, welche an ihrem wein- und rosenumrankten Hause vorüber führte und die sonst so belebt war. Sie fühlte sich so einsam und allein; ihre Mutter hatte Wiesbaden bereits mit dem frühesten Zuge verlassen und war dem Süden zugeeilt. Corinna's Gedanken folgten ihr und ihre Blicke musterten dabei prüfend jede Equipage, die sich der Villa näherte. Doch keine hielt — und doch wäre ihr ‚Besuch‘ gerade heute so erwünscht gewesen!

Die Stunden schlichen trüb und eintönig dahin... der jungen Frau Gedanken wurden allmählig schwer und immer schwerer; ihr war's schließlich, als fielen die Regentropfen draußen, verwandelt in Bleitropfen, ihr auf's Haupt und Herz.

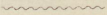
Tag auf Tag verging; doch der vielleicht von ihr Erwartete kam nicht... Die Sonne schien wieder hell und ungetrübt Woche für Woche. Der Spätherbst gestaltete sich schön wie selten und das bunte Badeleben war fast noch täglich im Zunehmen begriffen. Dennoch schien's, als vermisse Corinna etwas... Sie

mischte sich jetzt häufiger als bisher unter die bewegliche Menge, wurde überall beachtet und bewundert, und bemerkte es kaum. Sie nahm den ihrer Schönheit gezollten Tribut mit der unbefangenen Sicherheit einer Königin hin und schenkte demselben weiter keine Beachtung. Doch was sie, sich selbst kaum eingestanden, suchte, das fand sie nicht!

Egon von Werdenberg war und blieb für sie verschwunden!

„So ist er also abgereist, ohne auch nur einmal noch nach mir gefragt zu haben — so waren seine Worte doch nur Phrasen! Wie gerne hätte ich ihn wiedergesehen . . . und wäre es auch nur gewesen, um mich zu überzeugen, daß er bei näherer Bekanntschaft gar nicht so ist, wie er mir an jenem verhängnißvollen Abende erschien.“ Und sich selbst zürnend setzte sie hinzu: „Es ist eigentlich lächerlich, seine Gedanken einem Phantasiebilde, das nur meine Auffassung in solcher Weise diesem Fremden angepaßt, so lange zu weihen. Es war nichts als ein Phantom, was mir in ihm entgegentrat! Oder er war wie sie Alle —

d. h. Alle nichts! . . . Verschließe dich fest, du einfältig
Herz in meiner Brust; denke nicht, grüble nicht, suche
nicht, du unruhiger Sinn — strömt weiter, ihr Men-
schenwellen, und spült mein einsam Dasein zu baldiger
Erlösung mit euch hinweg!“



XIV.

Roma, du heiliges Rom! du classischer Boden! So hat dieses kurze Liebesglück, kaum erblüht, auf deiner von Verfall und Untergang gesättigten Erde auch schon ein Ende gefunden; so sollen abermals so viele zu schnell getriebene, künstlich zum Blühen gebrachte, aus ungesundem Boden emporgesproßte Blumen welk vom Stengel fallen — so soll ein armes Menschenherz abermals so viel unerfüllte Hoffnungen zu Grabe tragen!

In einem Hotel mittleren Ranges lag in einem Zimmer des zweiten Stocks ein schwerverwundeter Mann in einem mit Mosquito=Netzen verhangenen Bette und stöhnte: „Oh, daß dieses vermünschte Leben ein Ende nähme!“

„Was ist Dir, theurer Victor, leidest Du heute mehr als bisher?“ fragte eine sanfte Frauenstimme.

„Ob ich leide? . . . Violet, welch' einfältige Frage! Höllenqualen, sage ich Dir. Zugerichtet wie ein elender Hund hier zu liegen, während jener miserable Wicht von Italiener über mich triumphirt!“

Violet zuckte wie von einem Natterstiche getroffen zusammen. „Laß das,“ bat sie, „Dich regt die Erinnerung auf, und mich —“ sie konnte nicht weiter sprechen; ein Thränenstrom stürzte aus ihren vom vielen Weinen bereits mit rothen Rändern umgebenen Augen.

„Oh, dieses ewige Getweine — wenn Du nur wüßtest, wie ich es hasse,“ klagte Almenau jetzt wieder.

Violet trocknete schnell ihre Thränen, schluckte sie gewaltsam hinunter und trat zum Fenster, um sich zu zerstreuen. Doch im nächsten Moment eilte sie mit dem Freudenschrei: „Gott sei Dank, die Tante kommt!“ zur Thür hinaus.

„Das hat mir gerade noch gefehlt! Noch eine Trauerweide mehr!“ machte Victor seiner üblen Laune

Ruft. „Wenn die kleine Roselli mir wenigstens auf ein paar Stündchen Gesellschaft leisten könnte — aber so . . . unerträglicher Zustand! Warum Violets Anziehungskraft nur so schnell schwand, ihr Reiz für mich so rasch verging? sie war doch zu Anfang so lieb-reizend! . . . Und dieses verfluchte Ding von Wunde will gar nicht heilen; wie man nur daran rührt, stets blutet sie wieder . . . Ha, welch' ein Gedanke kommt mir da plötzlich?! Wenn's zu unerträglich wird — und wie sollte es das nicht? bin ich doch arm, bettelarm! Violet ahnt noch nicht das Schlimmste. — Alles ist verbraucht; verspielt das bißchen miserable Geld! Wer konnte auch denken, daß es so bald ein Ende nimmt! Anfangs erschien mir diese Quelle ein nie zu erschöpfender Brunnen — und jetzt? . . . Violet war doch eigentlich gut, daß sie mir so vertrauensvoll Alles dahingab — so hab' ich mein Leben wenigstens genossen und findet es jetzt hier ein Ende, bin ich mir wenigstens bewußt: das volle Leben ausgelebt zu haben. Mithin habe ich eigentlich nichts zu bereuen, wenn es nun in's Gras beißen heißt . . . Nichts zu

bereuen? . . . Arme Violet! Du warst stets so sanft gegen mich; ich glaube, fast zu gut! Weniger Nachgiebigkeit und Weichheit wäre mir heilsamer gewesen. . . . Ja, ich bin überzeugt, es lag eigentlich zumeist ‚daran‘, daß es ‚so weit‘ mit mir kam . . . oder trifft doch mich allein die größere Schuld? Sie ist ja auch so jung; ihr fehlt die Einsicht und tiefere Erkenntniß — aber kann sie denn eigentlich dafür?“

Dieses quälende und zugleich charakteristische Selbstgespräch wurde, bis zu jenem Punkte gelangt, durch den Eintritt der beiden Damen unterbrochen.

Frau von Scheller näherte sich dem Bette des Kranken. Violet schlug die Vorhänge auseinander und Almenau begrüßte die alte Dame mit seiner gewohnten Höflichkeit, als wäre seit ihrem letzten Abschiede nichts Besonderes vorgefallen. Sie sagte auch nichts als einige bei jedem Wiedersehen gebräuchliche Worte; dennoch sprach sich in ihrem ganzen Wesen gegen Almenau eine Reservirtheit und ein Ernst aus, der ihn deutlich fühlen ließ, wie sie sein Betragen und sein ganzes Verhalten während der kurzen Zeit seiner Ehe,

ansehe: nicht mit dem ewig entschuldigenden Auge der Liebe, wie Violet, sondern mit dem der vorurtheilsfreien Gerechtigkeit.

Mit dem Eintritt der würdigen Frau von Scheller tauchte auch Corinnas Bild wieder lebhaft vor ihm auf, und heiße Schamröthe — bei ihm eine längst verlernte Sache — ergoß sich eines Tages plötzlich über seine abgezehrten Wangen, als er bei ihrem Namen, der zwischen Violet und ihrer Tante genannt wurde, sich selbst fragte: „Hätte sie mich auch stets entschuldigt und Alles an mir gut geheißen, wie Violet es that? . . . Nein,“ konnte er sich hierauf nur erwidern, „dieses stolze, große Weib verzeiht mir meine Handlungsweise nie wieder, wenn ich nicht, Gott weiß welche Anstrengungen mache, mich aus dem Schlamm, in dem ich bis zum Versinken stecke, auf's Neue herauszuarbeiten.“

Jetzt wurde es ihm allmählig klar, welch' große Schuld er gegen Violet — die er stets zu gering geschätzt und die ihm zumeist „Mittel zum Zweck“ gewesen — begangen.

Als ihr Geld so ziemlich verbraucht war und der Rest zu Einschränkungen zwang, da war inzwischen auch schon der flüchtige Reiz der Neuheit für ihren leichtsinnigen Gatten geschwunden. Er vernachlässigte sie und suchte abermals nach Anderem. Und als sie ihn, über solche Rauheit und Rücksichtslosigkeit gekränkt, mit verweinten Augen und sanften Vorwürfen empfing, da war es vollends um ihre Macht über ihn geschehen; da hatte sie die letzte Anziehungskraft für den veränderungsjüchtigen Schwächling verloren. In ihren Klagen und Thränen, die sie selbst womöglich wieder vor ihm zu entschuldigen suchte, sah Almenau nichts, als unberechtigte Vorwürfe; ihr theilweises Verhättseln und Gutheißen seiner Fehler und anderseits ihr Bemühen, dieselben vor sich selbst zu rechtfertigen, erschien ihm wie eine recht bequeme, aber eigentlich unbegreifliche Gutmüthigkeit; und wie alle genußjüchtigen, nur dem äußern Wohlleben ergebenen Menschen, deren Wünsche und Lebensbedürfnisse sich in eitler Selbstsucht, in ewigen Kreisen um ihr eigenes Strahlen-Centrum drehen, mied Almenau bald das, was ihn in seinem

Behagen störte — er suchte sich ganze Tage hindurch in lustiger Gesellschaft für die traurigen und ihn langweilenden Stunden, mit ihr verbracht, zu entschädigen, und so ging es Schritt für Schritt mit rapider Geschwindigkeit weiter, bis dieses Schmerzenslager, auf dem er sich jetzt voll verzehrender Unruhe hin und her wand, seinem bisherigen Leben Einhalt gebot.

„Was soll ich beginnen, wenn ich wieder geneset?“ das war sein quälendster Gedanke. „Arbeiten und hungern habe ich schnell genug verlernt... und nach dem Glanz auf's Neue hinabsteigen zu mühevолlem Tagewerk, Beschränkung und Dürftigkeit — es ist unmöglich!“

Die Gemüthsunruhe verschlimmerte den Zustand des Kranken. Nach kurzer Besserung trat wieder heftigeres Wundfieber ein, welches die Heilung immer mehr verzögerte, und das brachte den an Leiden nicht gewohnten Mann erst recht außer sich. So reifte allmählig ein Entschluß in ihm, der von Tag zu Tag immer deutlichere Gestalt annahm, bis er endlich nur noch einen günstigen Moment abwartete, um denselben zur Ausführung zu bringen.

Es war in den ersten Tagen des Septembers, als Frau von Scheller Violet auf Anrathen des Arztes beredete, bei dem schönen Wetter auf ein Stündchen mit ihr in's Freie hinauszufahren, um in der frischen Luft Erholung zu finden und neue Kräfte zu sammeln.

Das arme junge Weib sah auch elend genug aus. Die Wangen blaß und eingesunken, die Augen von dunkeln Rändern umgeben, müde, verwacht, von Gram verzehrt, schaute sie in die Welt. Zögernd nur gab sie den wiederholten Aufforderungen, erst als auch ihr Gatte es zu wünschen schien, nach.

Schon an der Thür blieb sie abermals stehen und wartete wieder. Sie glaubte, Victor habe sie gerufen; doch da Alles ruhig blieb und nichts von seiner Lagerstätte her sich regte, was ihr als Vorwand zur Umkehr gedient hätte, eilte sie von selbst noch einmal zurück und fragte liebevoll: „Wünschst Du nicht vielleicht noch etwas, ehe ich gehe, lieber Victor? Soll ich Dir nicht noch ein Glas Limonade zurechtstellen? Du möchtest Durst haben, während ich fort bin — Deine Stirne glüht heute wieder so sehr,“ setzte sie besorgt hinzu.

„Nein, mein Kind, geh' nur . . . ich brauche nichts mehr! Schwester Veronika sorgt ja auch während Deiner Abwesenheit für mich,“ entgegnete er in mattem Tone und zog ihre Hand mit einer ihr von ihm seit lange nicht mehr bezeugten Wärme an seine Lippen, und als sie ihn erstaunt ansah, sagte er leise, fast wie sich entschuldigend: „Du warst ja stets so gut gegen mich . . . ich danke Dir,“ und zögernder setzte er hinzu: „Wenn Du an Corinna schreibst . . . dann sage ihr, sie solle nicht ‚zu schlecht‘ von mir denken . . .“

Verwundert blickte Violet ihn an; doch da sie seine momentane Erregung für Folge des Fiebers hielt, sagte sie nichts, sondern nickte nur zustimmend mit dem Kopfe.

Sie ging und Schwester Veronika blieb strickend in der Fensternische sitzen.

Der Tag ist heiß; es herrscht eine bedrückende Stille und Schwüle im Gemach; nur die Fliegen summen, im warmen Sonnenschein hin und her spielend, ihr eintöniges Lied.

Unruhig wirft sich der Kranke bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

„Der Herr sollte ruhig liegen,“ ermahnt die barmherzige Schwester. „Der Doktor hat vor jeder lebhaften Bewegung gewarnt. Der Herr wissen, daß die Wunde noch immer nicht geschlossen ist . . . ein neuer Blutverlust könnte gefährlich werden.“

Der Kranke schweigt und liegt eine Zeitlang ganz still. Schwester Veronika strickt ruhig weiter, die Fliegen summen fort und fort. Man hört kaum mehr einen Athemzug in dem einsamen Gemache.

Doch die Gedanken, die wühlen rastlos weiter in dem Hirn des kranken, mit sich und der Welt zerfallenen Mannes. Seine „Götzen“ — denn Götter hat er nie gekannt — liegen zertrümmert am Boden. Glanz und Reichthum, für ihn das größte Glück der Erde, sind vergangen! Die Gesundheit ist durch das leichtsinnige Leben und durch die Stichwunde in die linke Seite zerstört.

„Ein elender Krüppel bist du — vielleicht dein Leben lang,“ spricht er zu sich selbst. „In Armuth und

Entbehrung mußt du deine Tage dahinschleppen," denkt er schauernd weiter. „Aus Violet's verweinten Augen Stunde für Stunde den Vorwurf über ihr durch dich vernichtetes Lebensglück herauslesen — das ist deine Zukunft, wenn du weiter lebst . . . Und wie mir Trost suchen bei den Anderen? ohne Geld! Mit verächtlichen Reden empfinde mich die reizende Roselli und schläge mir die Thür vor der Nase zu." Er lachte leise vor sich hin. „Erbärmliches Frauenzimmer — aber doch so bezaubernd! . . . Ach, warum ist diese Welt nur so elend?! . . . Schwester Veronika," fragte er, seinen Ideengang unterbrechend, plötzlich laut, „glauben Sie an ein anderes Leben?"

„Wie der Herr nur so gotteslästerlich sprechen kann!" rief bestürzt die alte, in stumpfem Glaubenseifer ergraute Nonne und schlug ein Kreuz über ihre eingesunkene Brust.

„Und wenn ein Mensch gesündigt hat, so daß alle seine bessern Mitmenschen sich von ihm wenden und ihn verdammen würden, wenn sie Alles von ihm wüßten — was erwartet ihn wohl in jener Welt?...

Schwester Veronika, was ist eigentlich Gott? . . . Können Sie mir das sagen?" Klang es in kurzen Pausen wie zweifelnd, zägend, spottend von Almenau's Lippen.

„Der Herr ist doch kein Gottesläugner, kein Ungläubiger?“ schrie die barmherzige Schwester auf. „Was Gott ist? sonderbare Frage!“ — sie hatte sich dieselbe freilich nie gestellt — „Gott ist: Gott!“ antwortete sie zuversichtlich, „ist das nicht genug? braucht's da noch Weiteres? Was will der Herr noch mehr wissen?!“

„Ja, Gott ist Gott, der die Sünder zur Hölle schickt, wo sie ewig braten müssen,“ commentirte der Fieberkranke, zwischen Furcht und Spott hin und her gezogen.

„Gott ist barmherzig,“ sprach einfach die Nonne, in rührend kindlichem, durch nichts zu erschütterndem Vertrauen. „Wo der Mensch verurtheilt, da wird Gott verzeihen, d. h. wenn der Sünder bereut. Wahrlich, ich sage Euch, hob sie mit lauter tönender Stimme an, ein Sünder, der Buße thut, kommt eher in's Himmelreich, denn zehn Gerechte.“

Dann schwieg sie wieder; sie wußte nichts mehr zu sagen. Für sie bedurfte es keines Denkens und Grübelns — sie glaubte. Auch der Kranke wurde wieder still. Nur die Fliegen summten weiter und weiter in immer gleich einschläfernder Weise.

„Gott ist barmherzig und verzeiht,“ klang es unablässig in Almenau's Ohren, „und ich bin des Lebens so müd,“ seufzten seine weissen Rippen. „Und für Violet wär's ein Glück . . . sie könnte dann ein neues Leben beginnen . . . Schwester Veronika,“ rief er plötzlich wieder laut, „bringen Sie mir ein Glas Wasser, aber ganz frisch vom Brunnen . . . das innere Feuer brennt so entsetzlich! . . . Beeilen Sie sich nicht zu sehr — halt, noch eins: lassen Sie die Vorhänge herab . . . ich will schlafen —“

„Ich dachte, der Herr wollten trinken,“ wagte die Nonne zu erinnern.

„Ja, das später, thun Sie nur wie ich sagte; stellen Sie nur das Wasser auf jenen Tisch und stören Sie mich nicht, wenn Sie wiederkommen . . . Hören Sie, ich muß Ruhe haben — um jeden Preis!“

Schwester Veronika ließ den Mosquitero herab, schloß die Läden halb und ging.

Der Kranke richtet sich ein wenig auf, sieht sich scheu im Zimmer um und reißt dann mit schnellem Rucke — als könnte ihn der Entschluß im nächsten Momente wieder gereuen — den Verband von der Wunde. Das rothe Blut strömt anfangs dick und mit Eiter untermischt langsam hervor . . . Dann fließt das reine Blut in immer lebhafter werdendem Strome nach. Der Unglückliche fühlt seine Kräfte immer mehr und mehr schwinden . . . er legt sich zurück und die bleichen Lippen murmeln noch einmal: „Gott ist barmherzig . . . — Und wenn er es doch nicht wäre?“ schreit er von plötzlicher Todesangst erfaßt auf. „Barmherzig ist er nur dem Sünder, der Buße thut,“ hat sie gesagt, und habe ich denn Buße gethan? Habe ich bereut? . . . Nein, nein, ich habe nicht einmal Violet um Vergebung angefleht, daß ich mich so schwer gegen sie vergangen . . . Ja, in dieser Stunde überkommt mich die Erkenntniß mit Höllequal . . . Ich will Violet noch einmal sehen!“ schreit er abermals und sein Ge-

sicht verzerrt sich in Todesfurcht. „Sie soll mir verzeihen — dann wird auch Gott sich meiner erbarmen!“ ruft er verzweifelt auf's Neue und stopft mit den bereits erkaltenden, zitternden Händen das Laken vor die Wunde. Allein vergebens — das Blut, einmal entfesselt, schießt in immer neuen Wellen hervor.

„Zu spät,“ murmelt er, „zu spät . . .“ Die Sinne beginnen zu schwinden; ein Schleier breitet sich über ihn. „Zu spät . . .“ flüstert er noch einmal, schon fast unhörbar, „Violet! . . . Gott ist . . . barmh . . .—“ Ein Stöhnen, ein gurgelnder Ton in der Brust, ein letzter Seufzer — er hat ausgerungen! —

Todtenstill nun wird es in dem jetzt völlig vereinsamen Gemache; selbst die Fliegen summen kaum hörbar mehr in dem engen Raume zwischen Fenster und Laden, den ihnen des Menschen despotischer Wille zum Spielraum, zur Welt noch gelassen; auch sie scheinen endlich, des Spielens im warmen Sonnenschein müde, eingeschlafen zu sein.

Schwester Veronika hatte sich, wie es der Kranke gewünscht, nicht all zu sehr beeilt, sondern am Brunnen

ein wenig geplaudert. Jetzt kommt sie mit einem Krüge krystallhellen Wassers in der Hand auf den Behen hereingeschlichen und setzt sich schweigend in eine Ecke.

„Es ist so düster und schwül in dem Gemache... Das Nachtwachen macht so müde... Der Herr schläft... so will auch ich ein wenig ruhen, —“ spricht's und schläft ein...

Raum zehn Minuten mögen vergangen sein, da nahen abermals Schritte. Violet kehrt mit ihrer Tante heim.

„So dunkel, so still hier,“ flüstert die junge Frau. „Nach dem Sonnenschein draußen ist's, als ob man in ein Grabgewölbe tritt —“; erschreckt über den eigenen, ungeschickt gewählten Ausdruck, hält sie inne. „Schwester Veronika,“ wendet sie sich leise an die eben erwachende, sich schlaftrunken die Augen reibende Nonne, „wie geht es meinem Manne?“

„Der Herr schläft.“

„Schon lange?“

„Doch schon eine gute Weile!“

Violet nähert sich auf den Fußspitzen, um den Schläfer nicht zu stören, der Lagerstätte des Unglücklichen. „Er scheint so sanft zu ruhen,“ flüstert sie, „so schlief er lange nicht, kein Athemzug ist zu hören.“ Vorsichtig schleicht sie noch näher und hält die Falten der Vorhänge mit behutsamer Hand auseinander — „ich kann nicht sehen, es ist so dunkel hier,“ hebt sie wieder an. „Schwester Veronika, schieben Sie doch den Laden ein wenig zurück.“

Veronika gehorcht und Violet lüftet die Gardine noch mehr. Sie wird todtenblaß und stößt einen lauten Schrei des Entsetzens aus, ohne den Vorhang, in den sich ihre Hand wie im Krampfe festgekrallt, loszulassen, ohne die Fähigkeit zu besitzen, sich auch nur um Zollsbreite von der Stelle zu rühren. Es ist, als ob der Anblick sie zu Stein wandelt.

Frau von Scheller stürzt herbei, reißt, Schlimmes ahnend, den Vorhang zur Seite und auch ihr droht vor dem Entsetzlichen, das sie erblickt, das Herz zu erstarren.

Mit weit geöffneten, stieren Augen und vom Todes-

Kampf verzerrten Zügen, schaut die in ihrem Blute schwimmende Leiche sie an — ein Anblick, grausig genug, den Verstand des jungen Weibes, welche der furchtbare Schlag so unerwartet trifft, für immer zu verwirren . . . Doch Gottes Barmherzigkeit, welche der Sterbende so verzweifelt in seinen letzten Augenblicken angerufen, offenbart sich wohl an ihr, denn ihr sanfter Charakter bricht nicht — er beugt sich unter der schweren Hand des Schicksals.

Es kommt wieder Leben in die wie erstarrt dastehende Gestalt. „Victor, Victor, warum thatest Du mir auch noch dieses Letzte an? War's des Elends bisher denn noch nicht genug?“ fragte sie den schauder-erregenden Leichnam in herzerreißendem Tone. Un-aufhaltsam fließen jetzt ihre Thränen und strömt ihr der lang zurückgehaltene Jammer, vereint mit dem neu hinzugekommenen, von den Lippen. Was sie die ganze Zeit geduldig hingenommen und getragen, wird jetzt laut und schafft sich nach außen hin Bahn, doch bewahrt dadurch vielleicht das Innere vor zerstörender Wirkung.

Frau von Scheller zog die Jammernde in ihre

Arme. „Sei nicht so fassungslos, meine theure Violet. Dein Schicksal ist hart, sehr hart . . . aber die Zeit wird auch Deinen Schmerz lindern und wird Alles wieder gut machen.“

„Ach, nie, nie!“ schluchzte die junge Frau, „ich habe ihn ja so sehr geliebt und mein Glück nur darin gesucht, alle seine Wünsche zu erfüllen —“

„Doch er hat Dir Deine Liebe schlecht gedankt, Du armes Kind! . . . Wenn nur die Heftigkeit des ersten Schmerzes nachläßt, dann wirst Du erkennen, daß Gott Dich durch Zulassung des Geschehenen vor noch Schrecklicherem, vor einem langen Leben voll Qual, Entbehrung und Schmach bewahrt —“

„Ach, er war ja noch so jung, er hätte sich ja noch ändern können . . . und ich hätte alles versucht, um seine Liebe wieder zu erringen . . .“

Frau von Scheller schwieg; sie wollte ihr den tröstlichen Gedanken nicht rauben; doch sorgte sie dafür, daß ihr der grausige Anblick des Verstorbenen so schnell wie möglich entzogen wurde, und Violet folgte ihr in Allem willenlos, was sie für gut fand anzuordnen. —

Almenau wurde in fremder Erde bestattet und seine Wittwe kehrte nach Deutschland heim.

Ihr Schmerz milderte sich mit der Zeit, wie Frau von Scheller vorausgesehen, doch weinte ihr Herz noch lange dem Dahingeshiedenen nach. Hatte sie auch, längst vor jenem gewaltsamen Abschlusse mit seinem Leben, Almenaus nicht zu entschuldigende Fehler und Schwächen erkannt, so gehörte sie doch zu jenen anspruchslosern, glücklichen Naturen, die nicht viel denken und fragen, sondern das Leben und die Menschen nehmen, wie's eben kommt und wie sie gerade sind. Ueberdies hatte der Verstorbene, bei all seinen Fehlern und Mängeln, jene seltene Liebenswürdigkeit besessen, die jeden flüchtigen Beobachter für ihn einnahm, so Viele über ihn täuschte und Violets Liebe, trotz seiner Vergehen nicht sterben ließ, so lange noch ein flüchtiger Liebesblick, ein freundliches Wort ihr Gefühl für ihn wach erhielt und sie für manche Kränkung entschädigte.

Victor Almenau hatte das Vermögen seiner Frau am Spieltische und in schlechter Gesellschaft so ziemlich durchgebracht. Der kleine Rest, der ihr geblieben, ge-

nügte zur Bestreitung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse und einen Anhalt und Aufenthaltsort bot ihr das Haus ihrer Verwandten.

Welch hoffnungsreiches, glückliches Leben hatte zu Beginn ihrer Ehe vor ihr gelegen — wie hoffnungsarm und freudlos fühlte sie sich jetzt, als sie nach ungefähr einem Jahr in die Heimat wiederkehrte, ohne ihn, an den sich damals ihr junges, liebevolles Herz mit all seinen Wünschen und all seinem Dichten geklammert!

XV.

Violet weilte bereits seit Wochen im sichern Schutze der Vaterstadt und ihrer Angehörigen; doch sie schlich bleich und schattenhaft einher und ließ ihr Köpfchen wie eine geknickte Blüte hängen.

Corinna versuchte durch zarten, vorsichtigen Zuspruch die Leidtragende zu trösten und ihr mit ruhiger Verstandesschärfe zu zeigen, daß sie eigentlich kein verlorenes ‚Glück‘ zu beklagen habe.

„Groß und edel muß das sein, was wir lieben, meine gute Violet,“ sprach sie zu der trauernden jungen Wittwe, „sonst thun wir besser, das Gefühl dafür aus unserem Herzen zu reißen und von uns zu werfen . . . Wir entehren uns selbst nur durch Verehrung dessen, was wir als unwürdig erkannt!“ setzte sie mit bewegter und doch fester Stimme hinzu.

„Und doch hatte unser Heiland gerade mit dem Sünder das größte Mitgefühl, das höchste Erbarmen,“ entgegnete Violet sanft, wie immer.

„Ja, Mitgefühl und Erbarmen wollte auch ich empfinden, so weit solches in eines Menschen Kraft gegeben ist; — aber Liebe? nein und hundertmal nein! Ich kann nur lieben, was groß, was edel und gut ist!“ rief sie mit aufleuchtendem Blicke.

„Und Dein Gatte? Du stolzes Weib!“ entgegnete Violet gereizt, „ist der etwa solch ein Musterbild alles Edlen?“

Corinna lächelte bitter, trat dicht an die schmallende Freundin heran und fragte mit leicht bebendem Tone: „Und wer sagt Dir — daß ich ihn liebe?“

Violet schaute sie verwundert an. „Aber Du hast ihn doch geliebt?“ äußerte sie halb fragend, halb bestätigend.

„Gewiß, sonst wäre er nie mein Mann geworden . . . Glaubst Du, eine Corinna hätte sich je verkaufen können?! Ich habe ihn geliebt, weil er mir gut und achtungswerth erschien. Ich glaubte wie jeder

junge, offene Charakter, den die Täuschungen der Welt noch nicht berührt, an das vorherrschend Gute im Menschen. Sah ich auch Fehler und Mängel, ich hielt sie eben nur für solche, wie sie nun einmal einem jeden von uns irdischen, unvollkommenen Geschöpfen anhaften — doch für nichts Schlimmeres! Daß der Mensch Böses wünschen, am Gemeinen Freude finden könne, schien mir unmöglich! — Und wer käme in der meist unruhvollen Zeit des Brautstandes, in welcher Braut und Bräutigam sich größtentheils wie zwei Ausstellungspuppen gegenüberstehen, recht zur Befinnung? Gerade in diesen bevorzugten ‚Reisen der Gesellschaft‘, denen wir angehören, deckt die gute Form alle Charakter-Unebenheiten, so lange man einander nur in Gesellschafts-Toilette sieht, stets bestens wieder zu. Ein conventionelles Lächeln und Salonphrasen verhüllen die innere Leere und die Geistlosigkeit der Gedanken. Verbindliche Formen, von denen das Herz nichts weiß, müssen das mangelnde Gefühl ersetzen, und Anekdotchen, Tagesbegebenheiten, Zeitungs- und Familienflatsch verdecken den Mangel an eigenem selbst-

ständigem Denken . . . Daß es in anderen Kreisen besser ist — will ich nicht behaupten! Die angenehm verhüllende Form, welche hier wenigstens theilweise die platte Alltäglichkeit dem Auge entzieht, fällt dort fort und es zeigt sich die häßliche Nichtigkeit, die erbärmliche Kleinlichkeit in ihrer ganzen, noch unschöneren Nacktheit — was freilich auch wieder den Vortheil des leichtern Erkennens für sich hat. Die Bildung des Geistes und der Seele läßt sich jedoch nach Aeußerlichkeiten nicht immer erkennen und bemessen, und es gehört das Auge des scharfen Beobachters, es gehört das eigene bewußte Seelen- und Geistesleben dazu, um den innern Gehalt oder die innere Leere auch bei Anderen herauszufinden, und sich nicht durch die äußere, oft ganz unabsichtlich, ja selbst unbewußt vorgehaltene Maske täuschen zu lassen . . . War es mir zu verargen, daß ich mit meinen siebenzehn Jahren diese Kenntniß nicht besaß? solche Reflexionen nicht anstellte — weil ich sie eben bei meiner Jugend und Unerfahrenheit nicht anstellen konnte! War mein Glauben an das Gute, das nach meiner Ansicht in jedem Men-

ſchen vorherrſchend wohnen mußte — ein Unrecht? nun, dann bekenne ich mich zu dieſem Unrecht, denn ich habe es geübt in vollem Maße.“

Sie drückte die Hand auf das ſtürmiſch klopfende Herz; es war zum erſten Mal, daß ſie ſich ſo frei ausſprach, und ſie fühlte, was ſie ſagte — da ſie's that — doppelt tief. Es waren Worte, die ſich aus ihrem Innerſten mit Schmerzen löſten.

„Und auch Du täuſcheſt Dich in Deinem Gatten?“ fragte Violet leiſe.

„Ich trat in die Ehe,“ ſprach Corinna weiter, „das junge Herz voll Liebe, voll Verlangen nach tieferm, wahrem Empfinden, aufſtrebend nach Allem, was des Menſchen Geiſt — Großes denkt, was des Menſchen Herz — Edles fühlt . . . Und was fand ich? Eine Oede, eine Wüſte in dem Geiſt und Herzen des Mannes, den ich erſt vollſtändig erkannte und verſtand, als ich ihm auf ewig verbunden war . . . Täglich entwickelte ſich in dieſem nahen Beiſammenſein und von ſeiner Seite bald völlig zwangloſen Sichgehenlaſſen mehr und mehr ſein krasser Egoismus — trotz aller hoch=

tönenden Reden von seiner Liebe zu mir; täglich lernte ich mehr die Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit seiner Seele erkennen, die sich sogar bis zum gedankenlosen Quälen armer Insekten verlor — trotz seiner Phrasen über Humanität. Die ‚Menschenwürde‘ führte er wohl im Munde — aber in seinem Herzen wohnte sie nicht, denn sinnlose Hektigkeit beherrschte ihn in Momenten des Borneß; nicht zu stillendes Verlangen ließ ihn in Momenten des Frohsinns — oftmals eine Lustigkeit, vor der jedem seiner organisirten Menschen graut — den bis zum Rande gefüllten Becher mit stets neuem Behagen immer wieder leeren . . . Mit Unwahrheit und Prahlucht sah ich ihn unzählige Male nach Eßfecten haschen, die er nur im Kreise ähnlicher Glaubensbrüder vielleicht erreichte, über die jeder Bessere lachte und sich spöttelnd von ihm wandte . . . — Oh, wer nennt sie alle, die tausend Erbärmlichkeiten kleinlicher Seelen im täglich sich erneuernden Rundlauf! . . . Ich will ihm keinen Vorwurf machen, daß ich so Anderes fand, als ich gesucht. Er täuschte mich, was seinen Charakter betraf, wohl nicht absichtlich — aber sein Charakter

ist ein seltsames Gemisch von Launenhaftigkeit und Egoismus, den er vielleicht ändern und bessern gekonnt, wenn er nur ernstlich gewollt; aber ihm fehlt eben auch der gute Wille. Artet niemals einer seiner Fehler zur Leidenschaft aus, so ist das nicht die Folge anerkennenswerther Beherrschung, sondern wieder nur der Selbstsucht und Eigenliebe, weil ein Zuviel ihm Nachtheil brächte...

Als mir allmählig die klare Erkenntniß „alles Dessen“ kam — da hat meine Seele eine Bitterkeit gefühlt, welche mir die ganze Welt vergällte, die mich mit Elend vor dem ganzen Leben erfüllte!... Ich hatte ihn wahr und aufrichtig geliebt, wenn auch in meiner kindlichen Weise, welches Gefühl sich für ihn, hätte ich in ihm einen würdigen, tüchtigen Mann gefunden, allmählig zur vollbewußten Liebe des Weibes hätte entwickeln können, das sich nun jedoch in sich selbst zurückzog, wie die Schnecke in ihr Haus — denn ich sah und erkannte jetzt, welch elendes Ding ich geliebt!“

„Aber er liebte Dich doch wirklich, trotz seines freilich oft unliebenswürdigen Wesens,“ beharrte Violet, welche sich in Corinna's Gedankengang nicht recht zu

finden vermochte. ‚Geliebt zu werden‘ schien ihr das Begehrenswertheste.

„Oh ja,“ lachte das junge Weib bitter und höhniſch auf, „er ‚ſagt‘ es wenigſtens oft genug und dann muß es doch wahr ſein! Er liebt mich auch noch, wenn ich in ſeinen Salons glänze und man mich auf zehn Schritt Distanz bewundert; er liebt mich auch, wenn ihn die Laune anwandelt, den Zärtlichen zu ſpielen“ — ein Schauer ließ ihre ganze Geſtalt erbeben — doch ſonſt . . . nein, nein, darüber will ich ſchweigen! Ich habe zwar die moralische Ueberzeugung — aber keine vollſtändige Gewißheit, und Du kennſt ſie ja — nenn’ es meine Thorheit, wenn Du willſt, mich mit meinem Glauben an das ‚Beſſere‘ zu klammern! Ich will nichts ſagen, will nicht anklagen — wo ich meine Ausſage doch nicht beſchwören könnte — “

„Wobon redeſt Du, Corinna?“ fiel Violet verwundert ein.

„Doch ſonſt,“ fuhr Corinna fort, ohne ihren Zwiſchenſatz und ihrer Couſine Frage weiter zu beachten, „gelte ich ihm gerade ſo viel, wie ſeine Pferde,

seine Besitzthümer und seine Amusements. Lehne ich mich dagegen auf, in solcher Weise von ihm betrachtet und behandelt zu werden — so bekomme ich — gelinde ausgedrückt — geistige Fußtritte und Peitschenhiebe, wie seine armen unvernünftigen Creaturen in Wirklichkeit . . . Solche Liebe und was Leute seines Schlages so benennen — das konnte und kann mir nichts gelten; das flößt mir nur Abscheu ein! . . . So verschloß ich denn mein Herz fest in meiner Brust — da sollte es lieber einsam bleiben und nichts mehr lieben . . . und keine Macht der Erde hätte es nach solcher Erkenntniß noch zu jenem Manne hingezwungen! . . . Die Liebe ist ein freies, stolzes Geschenk und läßt sich nicht in Banden schlagen, nicht in Formen pressen. Ich sage Dir, Violet, es ist Unsinn, was die meisten Menschen darüber schwärzen! In ihren verknocherten, vertrockneten, eingeschnürten Herzen wissen sie nichts davon, was in der Menschenbrust eines anders gearteten Wesens vorgeht. Nach Schablonen soll das Gefühl zurecht geschnitten, nach Maß und Gewicht bemessen und gewogen werden, und was da mit den von ihnen er-

fundenen Regeln nicht paßt und stimmt, das wird verurtheilt und verdammt und darüber wird ein Zeter-Mordio erhoben. Den Menschen zwingen sie zum Menschen, und wenn die Zwei auch weniger zu einander passen als Fuchs und Adler — sie sollen dennoch bei einander ausharren. Es ist Wahnsinn, doch sie haben's zum Gesetz gemacht . . . Oh, wie ich sie hasse und verachte, diese kleinlichen Krämerseelen, die da glauben, den freiern Flug eines größern Geistes durch ihr hämißches Zischeln und durch ihre Ratterstiche verhindern zu können!“

Stolz und hoch aufgerichtet stand sie da und ließ die innere Qual in kühner, unaufhaltsamer Rede über die schmerzlich verzogenen Lippen strömen. Zagend und bewundernd schaute Violet zu ihr auf. Groß, fast unbegreiflich, erschien ihr Corinna, das selbstbewußte, freisinnig und selbstständig=denkende Weib, dessen innerste Gedanken und Empfindungen durch die Erlebnisse und Erfahrungen der letzten Zeit in immer größere Gährung gerathen und zu immer hellerer Klarheit gelangt waren, und die nun in un=

ausbleiblicher Folge immer bestimmtere Formen annahmen.

Nach langer gedankenvoller Pause fuhr sie ruhiger fort: „Die Jahre kamen und schwandten — mein Herz blieb einsam . . . Ich war nicht glücklich in meiner Einsamkeit — denn ich fühlte mein Alleinsein oft mit niederdrückender Gewalt . . . ich verlor Hoffnung und Glauben an Alles Edlere und Bessere, an Gott und Menschen! Doch auch das ging vorüber — ich kämpfte mich theilweise durch: das wahrhaft Hohe erstand auf's Neue vor mir und geistiger, größer denn zuvor — doch der Glaube an die Liebe, welche zwei Menschen in edler Weise mit einander verbindet, welche das Leben verschönt und schmückt und es zum glücklichen Dasein macht — der war mir nicht wiedergekehrt . . . und doch fühlte ich, daß ich mit diesem mein Bestes verloren hatte. Nicht nur mein Ideal war mir zertrümmert — es gab für mich überhaupt keines mehr! . . . Da starb Erna und ich that einen tiefen Blick in eines Mannes Herz, in dem eine reine, geistigere Liebe wohnte — und ich war erlöst, denn ich glaubte

wieder auch in dieser Beziehung an das Ideale, an das Höhere, durch welches das Leben erst des Lebens werth ist!"

"Aber Du hattest doch Deine Mutter und Dein Kind," wandte Violet ein.

"Du weißt, wie ich die Eine verehere und das Andere liebe — dennoch konnten mir Beide das Liebesglück, um das ich betrogen war, nicht ersetzen. Nicht einmal verstehen konnten sie mich . . . Das Eine war eben ein Kind und die Andere hatte — Gott sei's gedankt — nie solche Schmerzen, wie ich sie trug, gekannt. Ich blieb einsam, — da trat eine neue Erscheinung in meinen Kreis . . . —" sie brach ab und schwieg.

"Sprich weiter, Corinna," bat Violet theilnehmend und schlang den Arm um die Freundin. "Mir kannst Du Alles sagen, Alles vertrauen . . . Erscheinst Du mir mitunter auch unverständlich, geht der Flug Deiner Gedanken mir bisweilen auch zu hoch — jetzt begreife ich Dich doch — denn auch ich beklage eine herbe Täuschung . . . Du Arme hast bei all Deiner äußern Ruhe, die Du uns stets gezeigt, innerlich schwer gelitten! . . . Und auch in mir fängt's allmählig an zu tagen. Ich

glaubte, daß es zu meinem Glücke vollständig genüge: den Mann zu besitzen, den ich liebte — und so lang Victor lebte, war ich's schon zufrieden, wenn er mir nur etwas Zuneigung bezeugte; jetzt — will's mir scheinen, als hätte ich das wahre Glück in meiner Ehe doch nicht gekannt . . .“

„Und laß diese Erkenntniß, meine theure Violet, Dir über den Verlust, den Du beweinst, hinweghelfen. Wahres Glück beruht nur auf Gegenseitigkeit! wo der eine Theil Alles gibt und der andere bloß empfängt — da weilt das Glück wohl für flüchtige Momente, doch findet's nimmer eine bleibende Wohnstatt.“

Violet nickte traurig mit dem Köpfchen. Dann hob sie auf's Neue fragend an: „Und wer war jener Andere, der in Deinen Kreis trat und von dem Du vornhin reden wolltest.“

„Ein Mann, in dessen milder Freundschaft ich von der Täuschung meines Herzens hätte ausruhen mögen... Suche nicht, forsche nicht; es ist umsonst, Du findest ihn nicht . . . was kommt's auch auf den Namen an?“

Ich habe auch ihn zu den Todten gelegt, denn auch er hielt nicht, was er versprach . . . Gut und groß möchte sein Charakter sein — ich wußte auch, er hatte mich einst geliebt . . . und doch war von diesem Gefühl so nichts, so gar nichts nachgeblieben, daß er mir, die ich nur Anspruch an ein wenig freundschaftliche Theilnahme machte, oft das schroffste, verlegendste Wesen zeigte. Violet, er sah, wie elend ich innerlich war; er mußte wissen, daß sein Wort mich trösten und beruhigen konnte; dennoch schwieg er oder suchte meinen Kummer, unter dem mir fast das Herz brach, hinweg zu scherzen. Sein Herz war so kalt, daß mich schließlich ein Frösteln durchzog, wenn er so kühl reservirt, so starr gemessen neben mir weilte . . . seine Nähe quälte mich oftmals wie ein Räthsel, dessen Lösung wir vergeblich suchen . . . Und ich sagte mir auch dem ‚Freunde‘ wie zuvor dem ‚Gatten‘ gegenüber: ‚Wandle weiter, einsam und unverstanden. Besser ganz allein, als sich an kalten Nadelstichen das warme Herz verbluten‘, und mit stolzer Stirn, wenn auch mit trauern-dem Sinn, stürzte ich das Marmor-Gözenbild — Gott

konnte er mir nie sein, nie werden — ihm fehlte ja das Beste, die Seele — von dem Piedestal, auf das meine Freundschaft ihn für einen kurzen Moment erhob, und dachte: „Einem Steinbilde thut es ja nicht weh“, und „wo kein Herz ist, kann's auch nicht schmerzen!“

„Corinna, ich fürchte, wer so stolz denkt, wie Du, der bleibt sein Leben lang einsam.“

„Besser einsam, als in Gemeinschaft mit Krähen und Geiern! Besser allein, als in Gesellschaft von Grabmonumenten, errichtet auf der Stelle ausgebrannter oder nie erwachter Gefühle. Stelle Dir vor: die ersten zerfressen Dir Herz und Hirn; bei den zweiten gehst Du umher und kloppst suchend und forschend an jedes, ob denn nicht eines von den darunter entschlummerten oder schlafenden Herzen noch wach geblieben oder zum Leben erwacht ist — doch Alles schweigt . . . Todtenstille umgibt Dich und Du bleibst das einzig lebende Wesen, in Dir das einzig pulsirende Herz — unter Larven. — Muß da nicht Wahnsinn Dich erfassen, wenn Du die Hoffnung auf irgend welche

Gemeinschaft nicht endlich freiwillig aufgibst und Dich mit Deinem Stolze nicht hinüber rettetest auf das reine Gebiet des Geistes und Geisteslebens?!"

Sie schloß die Augen wie im Schmerz und fuhr dann fast flüsternd fort: „Oder, wenn Dir die Einsamkeit einst zu unerträglich wird . . . und Deine Seele inzwischen zu höherm Fluge erstarrt ist — dann zerreiße Du vielleicht auch die verhaßten Bande, schüttelst Alles Deiner unwerth Befundene von Dir ab . . . und suchst Dir eine neue Heimat!"

Träumerisch, als tauche ihr Blick hinab in ihrer Seele tiefste Tiefe, stand sie da; ein Lächeln verklärte ihre Züge, als erschäue sie ein fernes Eden; das Haupt zur Seite geneigt, lauschte sie, als vernähme ihr Ohr himmlische Melodien; wie abwesend schaute sie in's Weite, als blicke sie über eine unbegrenzte Ferne hinaus, in eine neue Welt! — Wie ihr nach Erna's Tode das ‚Ideal‘ neu erstanden, so schien's ihr jetzt, nach diesem Gedankenaustausch gegen Violet, als nähme das Ideal plötzlich ‚Gestalt‘ an, wenn auch für sie in weiter, unerreichbarer Ferne.

„Corinna komm zu Dir; wohin verirrst Du Dich?“
fragte Violet fast beängstigt.

Sorge Dich nicht um mich, mein Kind! . . . Ich
erschaute nur einen Moment ein wunderbares Bild . . .
ich glaube, es gehört in's Land der Freiheit . . . und
je mehr ich denke und sinne, je mehr ich im Leben
um mich schaue, desto sehnsüchtiger verlangt mich dar-
nach.“ —

„Wie soll ich Deine Reden deuten?“ fragte Violet
besorgt.

„Sei ruhig, liebe Violet; Dich schrecken Gespenster
am Tage! Jetzt ist's erst Mittag . . . zu fürchten sind
die nur, wenn die Nacht kommt . . . und käme sie auch,
wenn sie nur neuen Tag brächte — ich wollte nicht
klagen!“

„Wie seltsam Du heute redest, Corinna,“ bemerkte
Violet beunruhigt. „Du erschienst mir zwar oft schon
außergewöhnlich — aber heute ist es doch noch anders . . .
was hat dieses Feuer in Deine Seele gegossen?“

Die junge Frau fuhr sich, wie erwachend, über
Stirn und Augen, doch sie schwieg.

Der Eintritt Werner Scharfenhorst's unterbrach in diesem Momente das Zwiegespräch der beiden Frauen und überhob Corinna einer Antwort, die sie wahrscheinlich auch ohnehin schuldig geblieben wäre. —

Mit Mühe nur beherrschte sie ihre Erregung, in welche sie das vorhergehende Gespräch versetzt, und Violet, ihren Gemüthszustand richtig errathend, nahm die Kosten der Unterhaltung anfänglich auf sich und suchte dann Werner zum Erzählen seiner Erlebnisse auf seiner Erholungstour während des verflossenen Sommers zu veranlassen.

Seine ernstern, stillen Züge belebten sich, als er von seiner Harzer-Reise ein so frisches, lebendiges Bild vor seinen Zuhörerinnen entrollte, daß Corinna, deren Phantasie sich sogleich lebhaft angeregt fühlte, ihre bisherige Stimmung gewaltsam von sich abschüttelte und mit der Elasticität ihres Geistes den Reiz seiner Schilderungen auf sich wirken ließ. Sie glaubte sich mit ihm auf den Brocken versetzt, wo ein Wirbelwind auch sie zu erfassen schien, und vermeinte auf dem Herrentanzplätze sich gleich ihm und den Besen-Reiterinnen

nächtlicher Weile mit flatternden Haaren, mit Brocken-Myrte und manch' Hexenkräutlein sonst geschmückt, — wie er sie scherzhaft beschrieb und erblickt haben wollte — als gespenstische Schatten dahintanzen zu sehen. Darauf fuhr sie weiter an seiner Seite durch das lauschige Isarthal oder saß neben ihm vor der Romerhalle, dem krysthellen, geschwägigen kleinen Wasserfall gegenüber und athmete mit ihm die frische harzige Waldbluth ein . . . Und von dem Naheliegenden griff er weiter und weiter in seine Erinnerungen zurück, und führte seine Zuhörerinnen mit sich auf die Höhe der Cheops-Pyramide und zeigte Corinna's aufblickenden Augen die Großartigkeit der unermesslichen Wüste, und führte sie weiter auf den Delberg und ließ sie Jerusalem im Abendjonnenglanz zu ihren Füßen sehen; und mit dem nächsten Schritt standen sie auf Athens stolzer Akropolis, und sie lauschte wie verzaubert seinen farbenreichen, mannigfachen Schilderungen und vergaß die Unruhe des eigenen Herzens darüber.

Aufseufzend bemerkte sie endlich: „Ach, wenn ich doch, wie jetzt nur im Geiste, so auch in Wirklichkeit

all das Herrliche, von dem Sie uns so anziehend zu erzählen wissen, mit Ihnen hätte erschauen können!"

"Ich bedaure es nicht, an jenen Stätten allein geweilt zu haben!" entgegnete er mit der ihm oftmals eigenen, vielleicht nicht einmal klar bewußten Herbsheit; „man genießt derartige Eindrücke am besten in der Einsamkeit."

Halb spöttisch, halb wehmüthig lächelnd entgegnete sie: „Ich wollte Ihnen mit jener Bemerkung meine Gesellschaft nicht aufdrängen — es bedurfte eigentlich keines Protestes Ihrerseits."

Er schien einen Augenblick verwirrt; doch statt ein entschuldigendes oder aufklärendes Wort zu sagen, fragte er nur, wie sich plötzlich besinnend: „Und wie waren Sie mit Ihrem diesjährigen Aufenthalte in Wiesbaden zufrieden? Als ich leßthin Violet zu begrüßen kam und Ihre Mutter über Ihre Reise befragte, da vertröstete sie mich auf Sie, Corinna —"

"Ich fand Wiesbaden in diesem Jahre anziehender als sonst . . . Es waren viele bedeutende Persönlichkeiten anwesend; es fand sich viel liebenswürdige Ge-

gesellschaft dort und wir hatten fast beständig schönes Wetter . . . Ich glaube, jener Curort hätte Ihnen in der verflossenen Saison auch sehr gut zugesagt."

"Das bezweifle ich," entgegnete Werner kühl; „ich liebe nicht solches Menschengewühl, bei dem Hauptzweck doch nur bestmögliche Schaustellung der eigenen Person ist."

"Warum nun wieder dieses unfreundliche Wort?" fragte sich Corinna verstimmt, rubricirt er mich vielleicht auch unter jene Leute?" und gereizt entgegnete sie: „Sie übertreiben, lieber Werner, es ist nicht ein Jeder so sehr auf den äußern Schein bedacht, wie sie glauben. Es gab auch dort Menschen, die durchaus nichts Anderes ‚scheinen‘ wollten, als sie in der That auch . . . waren und die . . . darum —“ sie zögerte, konnte das rechte Wort nicht finden und wurde plötzlich roth und verwirrt.

Erstaunt blickte Scharfenhorst sie an. „Was ist Corinna in Wiesbaden begegnet? welche Bekanntschaft hat sie dort gemacht? . . . Ihren Gemahl liebt sie nicht, kann ihn nicht lieben . . . und daß dieses schöne Weib

mit dem lebhaften Geiste und dem, unter der kalten Oberfläche doch warm pulsirenden Leben, ewig unempfindsam bleiben sollte — es ist nicht denkbar, es wäre unnatürlich?' so wogten die Gedanken, schnell auf einander folgend, in Werners Kopf, und im ersten Gefühl aufwallender Eifersucht, daß vielleicht einem Andern zu Theil werden könne, was er nicht besitzen gesollt, sagte er hastig, Corinna wie im Scherz persiflirend: „Also Menschen, die nichts scheinen wollten und gerade darum — durch schlaue Berechnung, welche Sie nicht merkten — in Ihren Augen um so mehr an Bedeutung gewannen . . . wer war denn der Glückliche?“

Corinna antwortete nicht gleich und Scharfenhorst schämte sich im nächsten Momente fast schon wieder der unwillkürlichen Regung. ‚Eifersucht?‘ sprach er bei sich, ‚das wäre Deiner unwürdig! entweder ist's grundlos und dann ist's lächerlich . . . oder ihr Herz hat wirklich einmal etwas empfunden und dann wirst Du es nicht hindern können!‘

„Der Glückliche?“ fragte sie jetzt in zerstreutem,

wie traumbefangenem Tone, „ich habe nirgendwo etwas von — ‚Glück‘ bemerkt . . .“

Wieder trat eine Pause, die fast peinlich wurde, im Gespräch der Beiden ein und wieder war es Violet, die, ihre bisher eifrig gehandhabte Broderie bei Seite legend, die bedrückende Stille mit der Bemerkung unterbrach: „Haben Sie schon gehört, Werner, daß Edy wieder leidend ist und daß wir mit dem nahenden Winter, wie die Zugvögel, ein wärmeres Klima aufsuchen sollen? Unser alter Geheimrath meint, es sei das einzige Mittel, dem Fortschritt der Krankheit Einhalt zu thun.“

„Schon wieder fort und wohin?“ fragte Werner mit gepreßter Stimme. Doch schon im nächsten Augenblick dachte er resignirt: „Vielleicht ist's auch besser so . . . besser, ich sehe Corinna gar nicht, als unter diesen Verhältnissen, wo jedes Zusammensein doch nur ein aufreibender, mein Denken lähmender Kampf ist.“ Nachdem er sich diese Thatsache so klug wie immer zurecht gelegt, sprach er mit solch' scheinbarem Gleichmuth von der bevorstehenden Reise und der zu treffen=

den Wahl eines passenden Aufenthalts im Süden, daß Corinna, theils getränkt, theils verwundert bei sich meinte: „Der scheint ja recht froh zu sein, daß ich nur wieder gehe.“ Und in ihrer offenen, herzlichen Freundschaft für den einstigen Gespielen ihrer Jugend, welche sie ihm so gern bewahren gemocht und die er so ganz vergessen zu haben schien, verletzt und entnüchtert, lehnte sie sich sichtlich ermüdet in ihre Sophaecke zurück und überließ Violet vollständig die fernere Unterhaltung.

„Corinna könnte mir jetzt doch etwas mehr Aufmerksamkeit schenken,“ dachte Scharfenhorst, „ist es doch für lange Zeit das letzte Mal, daß wir so beisammen sind,“ und nun gleichfalls verstimmt, empfahl er sich bald und mit feltjamer Hast.

Sie verstanden einander eben nicht! Es herrschte zwischen ihnen nicht jene Sympathie, von der es Corinna scheinen wollte — wie sie einst bei einer ihrer geistreichen Unterhaltungen mit Werner geäußert — als wurzele solche in einem vergangenen Dasein und reiche mit ihren Fasern noch über dieses Leben

hinaus und bis in eine zukünftige Welt hinein! . . .
Es existirte zwischen ihnen eben nur eine Sympathie
des Geistes, nicht auch des Herzens und des Ge-
müths. —

Wohl sahen sie einander noch einmal vor der um
Edy's willen plötzlich nothwendig gewordenen Reise
bei einem officiellen Abschiedsdiner, welches der Major
seinen Freunden und Bekannten gab, ehe er seine, in
diesem Herbst kaum eröffneten Salons aus Rücksicht
für sein krankes Söhnchen wieder schloß und dann
noch ein zweites Mal bei dem Abschiede auf dem
Bahnhofs; doch kein letzter Abschiedsblick, kein wärmerer
Händedruck von seiner Seite zeigten ihr, daß ihm
dieser Abschied nicht vollständig gleichgültig sei.

Nach den theils kränkenden, theils unfreundlichen
Ermahnungen, welche ihr Ahrenburg bereits zu Hause
ertheilt, schmerzte sie diese Lieblosigkeit auch von dem
Jugendfreunde doppelt.

Sie stieg in's Coupé, preßte die feinen Lippen
auf einander, schüttelte im Geiste den Staub von ihren
Füßen und sprach, während der Zug sich langsam in

Bewegung setzte, zu sich selbst: „Hier haben Deine Gedanken nichts mehr zu schaffen — solche Lauheit verdient nicht einmal freundschaftliches Gedenken! Der kurze Wahn, den ich einstmals hatte, daß dieser Mann mir vielleicht das Glück, nach dem ich suchte, hätte geben können — wenn ich damals als Mädchen seinen Bitten nachgegeben — ist längst zerrissen . . . An solcher Herzenskälte wäre ich ebenso zu Grunde gegangen, wie jetzt an Adalberts tief innerster Rohheit des Herzens! . . . Ach, was sollen mir all' diese Erwägungen? Ich will nur noch meinem Kinde leben . . . und geht mir das auch bald dahin, wie ich mit fürchtbarer Klarheit vor=aussehe — möchte es dann Gott gefallen, mich mit hinweg zu nehmen. Was sollte ich dann auch noch in dieser Welt, ohne Zweck, ohne Lebens-Interesse, ohne Ziel? . . . Ein losgelöstes Blatt vom Baume des Lebens, vom Sturme des Schicksals hin und her ge=trieben, die Heimath suchend und nicht findend — so irre ich durch diese Welt!“ —

Frau von Scheller und Violet begleiteten Corinna, nebst einer Bonne, welche für die Pflege des Kindes sorgte.

Der Major zog es vor, die Zeit während der Abwesenheit seiner Familie bei seinen Freunden auf dem Lande, zum großen Theil auch bei dem Oberst von Steinberg zu verbringen.

„Es ist mir lästig,“ äußerte er gegen den alten würdigen Herrn, „ewig in den Hôtels und an der Table d'hôte geschniegelt und gebügelt zu erscheinen und stets galant meiner Frau Gemahlin die Schleppe nachzutragen. Bei solchem Leben hört ja alle Gemüthlichkeit auf! Muß mich da von sterbenslangweiligen Lords und Ladies angähnen lassen und kann nicht einmal die kleinste Conversation mit ihnen machen — sind diese Menschen doch so ungebildet, auch nicht ein bißchen Deutsch zu verstehen! . . . Und bin ich des stummen Angaffens dieser lebenswürdigen Gesellschaft müde, dann kann ich zur noch ärgerlicheren Abwechslung dem Rauderwelsch einiger Stockrussen zuhören und zusehen, wie diese Halb-Barbaren endlose Papier-Cigarren verrauchen, die Enden überall umherwerfen und bald nach rechts, bald nach links ausspucken.“

Der Oberst lachte gutmüthig zu diesen Klagen und

Ahrenburg fuhr ärgerlich fort: „Bemüßigte Deutsche frequentiren ja gar nicht solch langweiligen Ort; das ist auch nur wieder einer der corrupten Einfälle des Geheimraths! und Corinna folgt ihm auf's Wort, als wäre sein Ausspruch das Evangelium.“

„Nun, alter Freund,“ entgegnete der Oberst begütigend, „daß eine Mutter Alles versucht, um das Leben ihres Kindes zu erhalten, und wäre es auch nur für Monate — ist ja natürlich! . . . Komme Du nur inzwischen recht oft zu uns; wir wollen uns die Zeit auf der Jagd und bei einer Partie Piquet auch schon ganz gut vertreiben,“ setzte er einladend hinzu.

Und Ahrenburg folgte bereitwillig der freundlichen Aufforderung. Stimmtten seine Ansichten auch häufig nicht mit denen des langjährigen Freundes seiner und seiner Frau Familie, so hatte der Oberst dafür auf seinem Gute eine vortreffliche Jagd, besaß einen wohlversorgten Keller und war gegen seine Gäste ein stets aufmerksamer, liebenswürdiger Wirth — alles Eigenschaften, welche der Major genügend zu schätzen wußte.

